

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1972
HEFT 1**

Diskussion um Heimat heute und morgen

Die Vorgeschichte, die zur außerordentlichen Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 20. November 1971 geführt hat, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt: die Veröffentlichung des Aufsatzes «Heimat heute» von WILLY LEYGRAF in Heft 1971/2 und die Reaktion unserer Leser. Prof. AICHELE stellte den Antrag, diesen Aufsatz während der ordentlichen Mitgliederversammlung in Bad Buchau anlässlich der Jahreshauptversammlung 1971 zur Diskussion zu stellen. Da diese Möglichkeit am Tagungsort nicht gegeben war, wurde dort der Beschluß gefaßt, dies im Rahmen einer neu einzuberufenden außerordentlichen Mitgliederversammlung in Stuttgart nachzuholen (vgl. diese Zeitschrift 1971/4, Seite 254).

Wir bringen, wie bereits Heft 1971/3, Seite 176, angekündigt, hier wesentliche Ausschnitte aus den Diskussionsbeiträgen des 20. November, damit alle Leser unserer Zeitschrift das mündliche Echo auf den Aufsatz von WILLY LEYGRAF kennenlernen können. Ein weiterer Antrag von WILLY BAUR betreffend Satzungsänderung, als Punkt 2 Bestandteil dieser Mitgliederversammlung, konnte am 20. November nur gestreift, aber nicht weiter behandelt werden. Er steht nach eingehenden Beratungen im Vorstand wieder auf der Tagesordnung der diesjährigen Mitgliederversammlung in Freudenstadt am 17. Juni 1972 (vgl. Einladung zur Jahreshauptversammlung). Wir können diesen Punkt daher hier nicht dokumentieren.

Wörtlich wiedergegeben werden in dieser Dokumentation der Diskussion die Ausführungen des Antragstellers von Punkt 1, Prof. KARL AICHELE, dann die Erklärungen von Pfarrer i. R. GERHARD GOMMEL, die Rede unseres Ehrenmitgliedes KARL GÖTZ und Stellungnahmen von WILLY LEYGRAF. Von der daraufhin einsetzenden eigentlichen Diskussion haben wir die interessantesten Streiflichter, teils im Wortlaut, teils in geraffter Berichterstattung ausgesucht. Punkte markieren die Auslassungen, welche die Redaktion vorgenommen hat; nur in einem Fall (KARL GÖTZ) entspricht die hier wiedergegebene Fassung, einem Wunsch des Redners folgend, nicht mehr wörtlich jener Rede, die KARL GÖTZ am 20. November 1971 gehalten hat.

Die Ausführungen des Antragstellers, Prof. KARL AICHELE, lauteten:

Meine Heimatfreunde, meine Heimatgegner! Hat es noch einen Sinn, einem Heimatbund anzugehören, sich zu einer Heimat zu bekennen, die es nicht mehr gibt? Hat die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» noch eine Existenzberechtigung, wenn ein Mitglied des Vorstands und der Redaktion gegen das Bewährte und das Bewahrende offiziell Stellung nimmt? Wenn die Mitglieder im ganzen die gleiche Stellung beziehen, dann gebietet uns die Ehrlichkeit: Auflösung des Heimatbundes und seiner Zeitschrift, Schluß mit den Studienfahrten, den Atelier-Besuchen und mit all dem, was der Heimatbund seither seinen Mitgliedern an durchaus Positivem geboten hat! Schluß mit der Arbeit der Naturschützer, der Heimatpfleger!

Sagen wir es deutlich: feiern wir heute den Leichentrank oder eine Auferstehungsfeier? Eine ganz kleine Geschichte, ein Erlebnis auf einem Grenzbahnhof an der Dreiländerecke Ungarn – Tschechoslowakei – Ukraine. Als ich dort vor 10 Jahren ausgestiegen bin und wir empfangen wurden von unserer Dolmetscherin, hat mein Nachbar, ein bayrischer Mathematiker zu ihr gesagt: «Haben Sie meinen Duden empfangen?» Sie gibt ruhig zur Antwort: «Ich weiß, daß der Duden da ist, aber bekommen habe ich ihn nicht.» Dann hat der Mathematiker einen Krach auf dem Bahnhof angefangen, was für ein trauriges Regierungssystem das ist, usw. Ich habe ihn am Ärmel gepackt, auf die Seite gezogen und gefragt: «Was für einen Duden haben Sie denn ihr geschickt?» «Was ist das für eine Frage?» «Nun», sage ich, «den Mannheimer oder den Leipziger Duden?» «Ja selbstverständlich den Mannheimer Duden!» «Ja warum regen Sie sich dann auf? Lesen Sie doch nach, was im Leipziger Duden über «Demokratie» und was in unserem Duden darüber steht!» Jetzt sind wir an dem wesentlichen Punkt. Nämlich: was versteht jedes von Ihnen unter Heimat? Ich könnte Ihnen genau sagen, was der Duden darüber berichtet – über alle Wörter, die mit Heimat zusammenhängen. Aber die Tragik unserer Zeit ist die: sie ist schlimmer als die babylonische Sprachverwirrung; wir haben heute eine deutsche Sprache, aber sie führt immer wieder zu verschiedenen Sinndeutungen auch des Wortes Heimat.

Darf ich mich direkt an die zwei Parteien wenden; die eine Partei ist für mich Herr LEYGRAF, die andere Partei KARL GÖTZ: Gelingt es heute, die Mißverständnisse auszuräumen? Müssen wir zugestehen «Leider ist die Heimat so fremde dir geworden» oder: «Wie konnte man den Verteidigern der Heimat so dünne Schuhe liefern!»? Das erste Zitat ist von SCHILLER, das zweite von BERT BRECHT.

Es stehen sich gegenüber hier Seite LEYGRAF, der Soziologe, der das Negative, die Umwelt unserer Zeit, das Manipulierte durch den Scherschnitt des modernen Menschen, des Verneiners sieht, die neue Dialektik des Denkens und Sagens übt. Bei KARL GÖTZ, da haben wir den Urschwaben mit wirklicher Welterfahrung vor uns, der die lebendige Innenwelt erkennt und formt, der das Gewordene und das werdende nach seinen Werten erkennt, nämlich so, wie es die Menschen zusammenführt. Wenn ich mich mit Fremdwörtern schmücken wollte, würde ich sagen: hier These-Antithese und dort Synthese. Läßt man an unserer Welt keinen guten Faden,



hat die Heimat wirklich nie einen Schein von Wirklichkeit gehabt? Sieht man also nur die Mächte des Zerstörens, die dämonische Welt, oder gibt man sich ehrliche Mühe zu suchen, die Heilsfaktoren zu erforschen, wie man in unserer verteuflten Welt überhaupt noch zu recht kommt. Ich wiederhole: es heißt im 1. Mose – ich glaube 9 ist es (*Anm.: Gemeint ist 1 Mose 11, 1. Die Red.*): «Und es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und einerlei Wort.»

Was ist das Dämonische unserer Zeit in Deutschland? Wir haben noch eine Sprache, aber aus jedem Munde kommt eine andere Deutung. Ist der Schwäbische Heimatbund nur noch ein Club der Veteranen, ist unsere Lebensanschauung eben nur noch eine Alterserscheinung? Wie sehen wir unsere Heimat heute? Wir gehen noch auf die Märkte. Ich gehe noch in die Schulhöfe. Ich fahre mit der rebellischen Jugend noch in der Straßenbahn, lese in ihren Schulbüchern. Ich teste die jungen Leute nach dem Besuch von Museen. Und nun sage ich Ihnen: trotz Rauschgift erlebe ich bei den Jungen noch das tiefe Verbundensein mit der Familie und durch sie mit der Heimat. Das ist meine Heimat. Letzte Woche Samstag, Breuninger Markt. Da strömte die Menschheit: Ausländer, Inländer. Ich sah glückliche Jugend, ich sah glückliche Eltern. Alles in der Freude des Einkaufens. Ich war stolz auf meine Heimat, die den Fremden das Brot gibt.

Stellungnahme von Herrn Pfarrer GERHARD GOMMEL:

Herr LEYGRAF hat mit seinem Aufsatz «Heimat heute» der Heimatpflege einen kräftigen und wohl auch heilsamen Rippenstoß versetzt, der nicht bloß aus falschem romantischen Schlummer aufweckt, sondern auch zu ernsthafter Besinnung über Grundfragen und Praxis moderner Heimatpflege nötigt. Dafür sei ihm aufrichtig gedankt. Doch nötigen seine Gedanken auch zur Kritik, denn sie enthalten nicht bloß Hinweise, denen sich niemand verschließen darf, sondern auch Tendenzen, denen mit Entschiedenheit widersprochen werden muß.

Zum Begriff «Heimat»

LEYGRAF schreibt: «Zum letztenmal romantisch formuliert: Heimat ist das, wonach man Heimweh haben kann.» Das Berechtigte an diesem Wort soll nicht bestritten sein. Wenn jedoch Heimweh konstitutiv sein soll für Heimat, dann ist diese irgendwie ein verlorenes Paradies! Es gibt auch andere Aspekte. Wenn ich als alter Mensch die Stätten der Jugendheimat im Geist an mir vorüberziehen lasse, dann wäre es Armseligkeit, wenn nur die sentimentale Klage: «Ihr werten Gefährten, wo seid ihr geblieben?» übrigbliebe. Steht die Heimat nicht auch als die große Erzieherin vor mir, der ich unverlierbares Gut verdanke, die mir Bausteine und Weichenstellung für das ganze Leben gegeben hat? Und das bedeutet dann: Heimat ist nicht bloß Vergangenheit, sondern ist immer gegenwärtig. Heimat steht bereit für mich zur Heimkehr, gerade dann, wenn mich Fremdes – unsere Altvorderen sagten: das «Elend», das Ausland – umfängt. Von einem Heimkehrer stammt der Ausspruch: «Wenn man den Krieg in Rußland mitgemacht hat und noch jahrelang in Gefangenschaft war, dann weiß man, was Heimat ist.»

Ist Heimat lokalisierbar: die Geburtsheimat, die jeweilige Wohnheimat, irgendeine «zweite Heimat»? LEYGRAF fragt: «Bis wohin reicht die Heimat, wo ist ihre Grenze?» Dann spricht er auch wieder von «Heimaten», an sich schon ein unschöner Plural, jedoch schlimmer ist die verdächtige Nähe jenes primitiven und spießbürgerlichen «Ubi bene, ibi patria». Nichtsdestoweniger schreibt LEYGRAF den höchst anstößigen Satz: «Heimweh – oder was heute an dessen Stelle treten mag – kann nur noch dorthin gerichtet sein, wo es einmal einem künftig gutgehen soll: Ubi bene . . .»

An anderer Stelle geht LEYGRAF über konkrete Lokalisierung hinaus, wenn er «tatsächlich Heimat als das Totale der Umwelt versteht» und den Raum für Wohnung und Kinder, die Gelegenheit zum Spaziergang, frische und saubere Luft, trinkbares Wasser, die Landschaft als Erholungsraum «zur Not noch unter den herkömmlichen Begriff der Heimat» subsumiert. Damit ist aber Heimat ausschließlich dem Bereich des Berechenbaren, Machbaren, Zweckdienlichen, kurz dem Bereich, dessen sich der Mensch rational zu bemächtigen weiß, zugeordnet. Das ist aber verhängnisvoller Kurzschlußdenken. Verleihen nicht unwägbar Dinge der Heimat ein Fluidum, das rational, technisch und quantitativ nicht greifbar ist? Zur «totalen Umwelt» gehören auch ihre kulturellen Wurzeln und geistigen Potenzen. In Bad Buchau hat PETER HAAG nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Umweltschutz sich nicht auf die biologisch-physische Umwelt beschränken könne, sondern als Hilfe gegen seelische Verkümmern auch die geistige Umwelt einbeziehen müsse. Könnte man sich Schwaben vorstellen ohne einen SCHILLER, MÖRIKE, UHLAND und – bis zum heutigen Tag – manchen Kleineren? Und selbst die moderne Großstadt kann die gewachsene geistige Eigenart der Menschen nicht auslöschen. Der Gaisburger, der Gablenberger, der Feuerbacher oder der Altstuttgarter sind bis heute jeder eine Mentalität für sich, und die alten Baudenkmäler sind mehr als touristische Sehenswürdigkeiten. Sie verkörpern unverlierbare Werte, sind Geistesräger, Mahnmale: Halte, was du hast!

Was ist also Heimat? Platt läßt sich das nicht sagen. Keinesfalls die «Schein- und Inselwelt» einiger «Heimatbesitzer» (wieder eine sprachliche Unmöglichkeit).

Nein! Heimat ist tiefverwurzelte Wirklichkeit und Festland und nicht toter Besitz, sondern anvertrautes Gut! Gewiß! Immer ist Heimat eng verflochten mit materiellen und sozialen Bedingtheiten. Doch diese werden transzendiert von etwas qualitativ ganz anderem, einem in allem Wechsel Bleibenden, der bloßen Ratio verborgen. Zwischen Himmel und Erde sind Wirklichkeiten, die der dünnen Schulweisheit sich entziehen. Heimat bedeutet, daß unser ganzer Mensch in seiner äußeren und inneren Einheit, nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gemüt, unsere «denkend gewordenen Herzen» (ALBERT SCHWEITZER) unmittelbar angesprochen und angefordert sind. Solches als sentimentale Emotionen zu brandmarken, ist betrüblicher Kurzschluß. «Gefühle sind lediglich starke Gedanken. Wenn man ihre Gültigkeit leugnet, werden sie rächend wiederkehren» (TABORIS in «Pinkeville»). So ist Heimat ein Lebensbegleiter, reich an inneren Werten, die sich auch in gefährdeten Situationen, wie heute im Zeitalter der Technik und Massenmedien, behaupten. Heimat ist ein verborgener Schatz, der aus hartem Umweltsboden ausgegraben werden muß. «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.»

Zum Begriff «Gesellschaft»

Für diese sozusagen metaphysische Seite des Heimatbegriffs scheint LEYGRAF kein Auge zu haben. Das wird offenkundig, wo er mit dem Begriff «Gesellschaft» operiert. Wiederum: Vieles, was er in diesem Zusammenhang sagt, ist richtig und dringlich. Dennoch ist kritische Prüfung nötig. «Gesellschaft» ist ein viel gebrauchtes Schlagwort geworden. Man spricht von pluralistischer, industrieller, bürgerlicher, sozialistischer, klassenloser Gesellschaft. Welche meint LEYGRAF? Sein Gesellschaftsbegriff ist nicht zu fassen. Wenn hier nicht Klarheit herrscht, besteht für die Heimatpflege die Gefahr, von ideologischen, ja auch politischen Tendenzen überfahren zu werden und den eigenen Standort zu verlieren. LEYGRAF hätte in dem sehr speziellen Rahmen seiner Ausführungen besser getan, das Wort Gesellschaft zu vermeiden und sich einfach auf die äußeren Notwendigkeiten des öffentlichen Interesses zu beschränken.

Aussagen wie die, daß Heimat «immer Lebens- und vor allem Wirtschaftsraum, also von der Gesellschaft und deren weithin ökonomisch bedingten Verhältnissen bestimmt» ist, oder daß man «immer die gesellschaftlichen Verbindlichkeiten im Auge behalten und nach ihr seine Handhaben wählen» muß, stehen bedenklich nahe bei einem verabsolutierten materialistischen Geschichtsverständnis. Wenn es gilt, «Heimat als das Totale der Umwelt nach morgen zu entwickeln und zu verändern», dürfen die geistigen und kulturellen Kräfte nicht außer acht gelassen werden. Sie sind letztlich die stärksten und am meisten in die Tiefe wirkenden. Erzwungene und einer gesellschaftlichen Ideologie entsprungene Veränderungen sind . . . künstliche Gebilde.

Weiter LEYGRAF: «Wissen und Einsicht sind der Gesellschaft dienstbar zu machen.» Gewiß! Heimatpflege bedarf wissenschaftlich bestens fundierter Fachkräfte auf den verschiedensten Gebieten. Rationalistische Einseitigkeit ist aber vom Übel. Die so billig verachteten emotionalen Faktoren der Heimatliebe, der Bodenständigkeit, der Pietät, des Menschseins und der menschlichen Zusammengehörigkeit sind unveräußerlich. Ihre Wirkungen sind, wenn auch unwägbar, bis heute stark und tief.

Zum Wesen der Heimatpflege

Welche Folgerungen für die Heimatpflege müssen aus LEYGRAF'S Ausführungen gezogen werden? Verschleiß und Substanzverlust liebgeordneter Traditionen sind so groß geworden, daß er meint: «Vielleicht sollte man schon das Wort «Heimat» vermeiden.» Gegen solchen Defaitismus gilt es auf der Hut zu sein und die klare Linie nicht aus dem Auge zu verlieren. Ausgangspunkt wirksamer Heimatpflege kann immer nur das eigenständige Wesen der Heimat sein. Dieses erfordert eine doppelte Ausrichtung:

1. Heimatpflege darf nicht dulden, daß Heimat zu einer bloßen Konstruktion gemacht wird. Das würde aber geschehen, wenn der Heimatbegriff einseitig ökonomisch und soziologisch eingeengt würde, wie man es bei LEYGRAF befürchten muß, oder wenn irgendwelche Ideologien, einseitige sozialistisch-politische Tendenzen, materialistisches Geschichtsverständnis Oberhand gewinnen würden. Als unlängst die gewiß nicht vorgestrige Künstlergilde in Bauschlott es nicht unter der Würde hielt, das 900jährige Jubiläum des Ortes mitzufeiern, fand der Gildenvorsitzende, Prof. Dr. SANDKÜHLER, das Wort, das auch für die Heimatpflege Gültigkeit hat: «Die Welt draußen lassen, und doch einen Kanal zu ihr offenhalten.»

2. Heimatpflege trägt Verantwortung dafür, daß die lebendigen und tragenden Kräfte der Heimat sich nach eigener, innerer Gesetzmäßigkeit, erzwungenen Veränderungen zum Trotz, aber auch zur Heilung entfalten.

Voran steht der Schutz der Natur. Ein altes römisches Sprichwort lautet: Du magst die Natur mit der Gabel austreiben, sie wird dennoch wiederkehren. Wo der Landschaft tiefe Wunden geschlagen wurden, wo Kriege zerstört haben, weiß die Natur mit langem Atem zu heilen, wo menschlicher Radikalismus in Extreme geführt hat, schlägt das Pendel des Geschehens selbsttätig um. Heimatpflege hat mit weisem Erfühlen solche Dinge zu begleiten. Wenn es gilt, muß sie aber auch kraftvoll gegen den Strom schwimmen, insbesondere wenn brutales Gewinnstreben oder krasser Utilitarismus ihr Zerstörungswerk treiben. «Wo eine Zeit keine andere Idee zu manifestieren weiß, als Umsatzsteigerungen zu erzielen, werden ihre Kunstprodukte fragwürdig» (DIETER SCHORR in «Stuttgarter Nachrichten» 30. 6. 1970).

Des weiteren gehört zur Heimatpflege der lebendige Umgang mit der Geschichte. Sie ist allerdings «keine Schatztruhe, aus der man zu hohen Feiertagen festliche, aber nach Mottenpulver riechende Gewänder ausgräbt.» LEYGRAF hat damit ganz recht, so harmlos sind die Dinge nicht. Anfechtbar aber wird LEYGRAF da, wo er sagt, daß «das Wissen um die geschichtlichen Herkünfte . . . möglichst bessere Zukunft projektieren» soll. Das ist rationalistische Einengung der Geschichte auf willkürlich ausgedachte Zwecke. Geschichte, einschließlich Lokalgeschichte, ist etwas Vielgestaltiges. LEYGRAF aber denkt nur eindimensional, nur in der Dimension äußerer Bestimmtheiten und Ziele. An der Tiefdimension des Lebens und der Geschichte geht er vorüber. Geschichte schafft eben nicht bloß Zivilisation, sondern Kultur. Sie hat ihre Eigenwerte. Man kann ihre Ergebnisse nicht einfach ad acta legen und wie LEYGRAF sagen: «Das Gewesene mag gewesen sein und bleiben.» Geschichte ist kein Friedhof. Sie ist lebendige Lehrmeisterin und hält uns als erstes nicht vor, was in einer jeweiligen Situation gerade zu tun ist. Man darf nicht einfach ge-

schäftig in die Zukunft vorseilen. Zuerst nötigt uns Geschichte zum Verweilen und zur Besinnung, was wir in ihren großen Zusammenhängen eigentlich geworden sind, und dabei werden wir staunend erkennen, wieviel Wahrheit unter dem «Nichts Neues unter der Sonne» steht. Trotz aller Veränderungen ist die Menschheit in ihrem Wesen und mit ihren Problemen im Grund dieselbe. Wir sind an die Vergangenheit gebunden. Das Erbe der Ahnen begleitet uns, wir können es nicht abschütteln. Die Traditionen können so tief verwurzelt sein, daß wir sie nicht radikal ignorieren dürfen. Unsere Gebundenheit und unsere Freiheit stehen in Einem vor uns. Wir müssen zugeben, daß etwas daran ist an der «guten alten Zeit», und doch muß unser Blick gleichzeitig nach vorne gewandt sein. Wer so im Fluß der lebendigen Geschichte steht, wird sich hüten, ihren Gang mit einer willkürlichen, meist wirklichkeitsfremden Ideologie oder dem Ziel bloß äußerer Prosperität zu vergewaltigen. Ihre inneren Gesetze erfordern verantwortliches Handeln, d. h. den Einsatz der Persönlichkeit, der oftmals in schwerer Gewissensentscheidung besteht und abzuwägen hat zwischen äußeren Notwendigkeiten und überzeitlichen Werten.

Es gibt noch weitere Bereiche, die für die Heimatpflege von schwerwiegender Bedeutung sind, z. B. die Kunst oder die Sprache. LEYGRAF übergeht sie, als wären sie nicht vorhanden. Darum scheiden sie zwar hier in der Diskussion aus, müssen aber anderweitig mit großem Ernst in Angriff genommen werden.

Ich komme zum Schluß. Über mancherlei Berechtigtem dürfen zwei Dinge nicht übersehen werden, die gegen LEYGRAF ins Feld zu führen sind: 1. Die Einengung des Heimatbegriffs auf den ökonomisch-soziologischen Bereich. 2. Die Unterschätzung der nicht berechenbaren und wägbaren Kräfte lebendiger, nicht ideologisch abgedroselter Natur und Geschichte. Beides kann zu katastrophaler Umfunktionierung, ja zur Vernichtung unersetzlicher Werte führen. Die Entwicklung darf nicht dahin gehen, daß der Mensch zur Maschine, die Geschichte zum künstlichen Ablauf und die Heimat zur Wohn- und Produktionsstätte wird.

Periculum in mora! Gefahr ist im Verzug! Darum bitte ich den Schwäbischen Heimatbund, den Vorstand und die Mitglieder, den klaren Blick auf das Wesenhafte nicht zu verlieren und mit ganzer Kraft einzustehen für Unaufgebbares.

Stellungnahme unseres Ehrenmitgliedes KARL GÖTZ (siehe dazu die Vorbemerkung Seite 1):

So sehr es mir auch zuwider ist, muß ich meiner Meinung über diesen Aufsatz ein paar persönliche Worte vorausschicken.

Ich gehöre dem Schwäbischen Heimatbund seit 1927 an. Vielen seiner besten Männer, den Pionieren FELIX SCHUSTER, PETER GÖSSLER, AUGUST LÄMMLE, LUDWIG FINCKH, HANS REYHING, besonders aber HANS SCHWENKEL, war ich in Freundschaft verbunden. Der Heimatbund war mir ein Stück Lebensinhalt. Die Ernennung zu seinem Ehrenmitglied hat mich von den mancherlei Ehrungen, die mir widerfahren sind, am meisten gefreut.

Ich war immer ein Mann des Ausgleichs, und oft genug habe ich im Heimatbund Spannungen mit Gelassenheit und Humor gelöst und überbrückt. Bei dem Aufsatz, der hier zur Debatte steht, hört aber die Gelassenheit auf,



und auch den Gutwilligsten muß bei seiner Lektüre der Humor verlassen.

In meinem unter genau der gleichen Überschrift im Heft 3/1965 erschienenen Aufsatz in der «Schwäbischen Heimat» habe ich versucht, konkret und lesbar zu sagen, was ich unter Heimat verstehe. Ich habe mich in diesem Aufsatz wie auch sonst gegen jede Veroberflächlichung und Verkitschung des Heimatbegriffs gewandt. Jeder, der meine Arbeit kennt, weiß, daß für mich Heimatliebe nie etwas mit Provinzialismus, Lokalpatriotismus oder gar mit Nationalismus zu tun hatte, auch nicht mit verschwommener Romantik. Ich bin als Arbeiterkind zwischen Fabriken aufgewachsen. Ich empfinde es deshalb als besonders anstößig, daß in dem LEYGRAFSCHEN Aufsatz auf die Schnulze «Wenn's Dörflein traut zu Ende geht» Bezug genommen wird, als ob je ein Heimatbundfreund die Heimat von diesem Niveau aus gesehen hätte.

In meiner von 17 Vorstandsmitgliedern des Heimatbunds unterschriebenen Ehrenmitgliedsurkunde aus dem Jahr 1965 heißt es u. a.: «KARL GÖTZ bemüht sich seit bald vier Jahrzehnten in Wort und Schrift, echte Heimatliebe und Heimatverbundenheit in Einklang zu bringen mit weltweitem und weltoffenem Denken.»

Ich war wohl auch einer der ersten, der für die Entrümpelung der Lesebücher von jeder Art von Heimatkitsch und falscher Bauernromantik eingetreten ist. Mit ebenso großer Leidenschaftlichkeit habe ich mich aber auch gegen die Abwertung der Heimat und ihrer ewigen Werte gewehrt, die von ganz bestimmten Kreisen systematisch betrieben wird. Es macht mir schon lange Sorge, wie man sich auch im Schwäbischen Heimatbund um das Wort Heimatliebe herumdrückt, ja, wie man nun neuerdings sogar das Wort Heimat zu meiden versucht. Auch das Wort Volk ist manchen Herren und Stellen peinlich, von Volkstum, Volkslied oder Volkstanz, von Stammes- tum, Stammesart und Mundart ganz zu schweigen. Ein Hochschulinstitut für Volkskunde z. B. ist jetzt kein Volkskunde-Institut mehr, sondern ein Institut für empirische Kulturwissenschaft. Seine neueste Publikation heißt «Abschied vom Volksleben».

Überall in Deutschland, und erst recht in so ziemlich allen andern Ländern der Welt ist es gottlob noch anders; in der nächsten Nachbarschaft, in Bayern und in Baden, und überall vom Alpenland bis nach Friesland. Der zweite der Leitsätze des «Alpenländischen Kulturverbands», der in Graz die Zeitschrift «Lot und Waage» herausgibt, heißt: «Der Alpenländische Kulturverband Südmark stellt sich zur Aufgabe, die bodenständige Kultur in den österreichischen Alpenländern zu pflegen, vor Überfremdung zu schützen, das Volks- und Heimatbewußtsein zu vertiefen und zu bewahren.» Genau das müßte die Aufgabe des Heimatbunds sein. Und der führende übrigens internationale Heimatverein in Friesland heißt sich ausdrücklich bis zum heutigen Tag «Nordfriesischer Verein für Heimatkunde und Heimatliebe».

Nach LEYGRAFS Aufsatz wäre unser Schwäbischer Heimatbund auf dem besten Weg, sich von Heimat und Volk zu trennen. Aus der «Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege in Baden-Württemberg», deren Mitgliedsverbände immerhin über eine halbe Million Mitglieder zählen, ist er ja bereits ausgetreten. Der Heimatbund soll sich nicht wundern, wenn sich über kurz oder lang auch die Heimat und das Volk von ihm trennen werden. Zum Volk gehören auch die Politiker, und zwar die aller Parteien. Denn noch keiner unserer Volksvertreter hat seither gesagt, daß Heimat und Volk sozusagen ein Dreck sei. So könnte man nämlich die LEYGRAFSCHEN Umschreibungen und Dunkelheiten auf gut deutsch übersetzen.

In der Zeit der Weimarer Republik war die Heimatkunde nicht nur ein Zentralfach in den Schulen, sondern geradezu Unterrichtsprinzip. Bei PESTALOZZI heißt es: «Wer die Heimat nicht versteht, die er sieht, wie will er die Fremde verstehen, die er nicht sieht!» Und bei GOTTFRIED KELLER: «Mißtrauet jedem Menschen, der sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu lieben! Aber mißtrauet auch dem, welchem mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist.»

Dabei war uns die Heimatkunde nicht, wie nach manchen neumodischen Büchern und Artikeln zu schließen wäre, eine antiquierte romantische, zeit- und gesellschaftsferne, rückwärtsgewandte Sache; sie war uns ein starker Kraftquell für Leben und Schularbeit. Wie weit sie von falscher Romantik entfernt war, beweist vielleicht die Tatsache, daß einer meiner Freunde eine heimatkundliche Jahresarbeit unter dem Titel schrieb: «Es ist kein Schleckhafen, ein Wengertersub zu sein.» Ich schrieb eine unter der Überschrift: «Mein Webstuhl», wobei der Fabrikwebstuhl gemeint war, an dem ich in allen Ferien das Geld zum Weiterlernen verdiente. Daß darin von Spinnerei und Weberei auf der Alb, von Weberelend und GERHART HAUPTMANN'S Webern genauso die Rede war wie von den Weberlöhnen und den Mieten in den 20er Jahren, ist selbstverständlich.

Da hat sich vieles geändert! In einem unlängst gedruckten sogenannten «Papier» einer Pädagogischen Hochschule unseres Landes steht: «Der Begriff «Heimat» ist ein ideologischer Begriff und ein emotionaler Begriff. Er kann deshalb nicht unterrichtskonstituierend sein.» Nun, von den Hochschulen ist man allmählich allerhand gewohnt! Dabei heißt es im Artikel 12 der Verfassung unseres Landes u. a.: «Die Jugend ist in der Liebe zu Volk und Heimat zu erziehen.» Und der Ministerpräsident unseres Landes hat zum «Tag der Heimat» 1971 in einem Aufruf, den auch der Schwäbische Heimatbund

unterschieden hat, gesagt: «Heimatliebe und Herkunftsbewußtsein sind auch in unserer Zeit Werte, die man nicht verächtlich als Emotionen oder als überholte Vorstellungen in einem weltbürgerlichen Zeitalter abtun kann.»

In der Masse des sogenannten «einfachen Volks» ist die Heimatliebe gottlob so lebendig wie eh und je. Die Zahl derer, die die Nase rümpfen, wenn sie nur das Wort Heimat hören, ist lächerlich klein. Aber wir wissen ja, wie es auch sonstwo um das Verhältnis der großen, schweigenden Mehrheit zu winzigen, aber um so aggressiveren und lauterer Minderheiten steht. Nur: ewig wird die Mehrheit nicht schlafen!

Wenn es schon in der Kirche Pfarrer gibt, die auf die Kanzel stehen, obwohl Gott für sie tot ist, so sollte es doch unmöglich sein, . . . daß jemand in einem Heimatbund . . . der Meinung ist, daß es die Heimat im Grund gar nie gegeben habe und nicht gibt – ich zitiere wörtlich aus dem LEYGRAF'SCHEN Aufsatz –: «daß sie nie auch nur den Schein von Wirklichkeit gehabt hat, daß sie immer nur die vorvergangene, die Opa-Welt, die Sichel- und Blaukittel-, die Spinnstubenheimat» gewesen ist, daß sie «immer nur die aus allem realen Drum-Herum und aus dem Zusammenhang mit allen anderen «Heimaten» gelöste Schein- und Inselwelt gewesen ist».

In diesem Aufsatz stehen aber noch ganz andere Dinge! Was sollen . . . Übertreibungen wie «Mit dem überschaubaren, vertrauten Umkreis des täglichen Lebens ist es vorbei». Die allermeisten Menschen übersehen ihren Umkreis durchaus, ich übersehe sogar meinen Stuttgarter Umkreis. Weiter: «Nichts heimelt mehr an!» Mich heimeln tausend Dinge an, von meinem Großstadt-Balkon über den Blick von der Neuen Weinsteige bis zu hundert und aber hundert Bildern auf einer Fahrt über die Alb, übers Härtsfeld, durchs Oberland oder durchs Hohenloher Land, durch die Weintäler oder zwischen den Wacholderheiden, in Städten und Dörfern, von der Königstraße in Stuttgart bis zum Elternhaus meiner Frau im alten, über alle Maßen heimeligen Dinkelsbühl. Aber nach LEYGRAF sind wir nur umgeben «von einer traurigen, trostlosen Wirklichkeit!», von nichts anderem als von «katastrophalen Trostlosigkeiten». Der Verfasser lebt aber nicht etwa zwischen New York und Philadelphia, sondern in Tübingen. Da kann man nur sagen: Armes Tübingen, arme, traurige, trostlose schwäbische Wirklichkeit! Es heißt wörtlich: «Unsere neuen Siedlungen» – wohlvermerkt, nicht etwa: manche, sondern: «Unsere neuen Siedlungen» – also insgesamt – «sind brutale Häufungen unwohnlicher Renditeobjekte, unsere alten Städte und Dörfer verrotten zu verlogenen Attrappen romantisch wirkender Idylle, zu Ruinen und Zerrbildern einstiger Urbanität.» . . . Hat der Verfasser dieses Aufsatzes auch nur eine der unzähligen großzügigen schönen Neusiedlungen gesehen? Nur ein einziges von tausend Dörfern mit vieltaugend zu Schmuckkästlein hergerichteten, um- und angebauten alten Häusern in Gärten? Hat er einmal auch nur eines von vielen hundert Dörfern gesehen, die am jährlichen Blumenschmuckwettbewerb teilgenommen haben? Hat er irgendwo – etwa in den östlichen europäischen Ländern – ich habe sie in den letzten Jahren alle bereist – auch nur einen Bruchteil des gesellschaftlichen Hochstands erlebt wie in unserer deutschen, insonderheit unserer schwäbischen Welt der «traurigen, trostlosen Wirklichkeit», «der katastrophalen Trostlosigkeiten», in der «nichts mehr anheimelt»?

Dies alles sind nun nicht, wie es in dem Vorwort zu dem Aufsatz heißt, «Vergrößerungen», das sind betont politische Verzerrungen und Übertreibungen, die allzu deutlich an Revolutionsrezepte erinnern, nach denen als Grundlage aller Umsturzbereitschaft zunächst die große Unzufriedenheit mit allem und jedem, ein großer Welt-ekel geschaffen werden müssen. Es muß bei Mißständen eingehakt werden. Wo sie nicht vorhanden sind, müssen sie geschaffen oder mindestens vorgetäuscht werden. Es muß auf allen Gebieten alles, was gestern noch etwas gegolten hat, spätestens heute in den Kuttereimer geworfen werden.

Um aber auf den Kern zu kommen. Der Verfasser sagt nicht an einer einzigen Stelle, was Heimat ist. Dabei hätte er ja nur an die Bibel, an HOMER, an GOETHE, an GOTTFRIED KELLER, an JACOB BURKHARDT, an – man wagt ihn kaum noch zu erwähnen – EDUARD SPRANGER und tausend andere Große zu denken brauchen. Dafür fragt er: «Wo ist da Heimat?» Oder: «Kann man sich in unserer Zeit und Gesellschaft überhaupt noch so etwas leisten wie emotionale Bindung an eine streng lokalisierte einzige Heimat?» Wie sich die Worte gleichen! «Das impliziert doch immer auch Heimweh. Und wohin soll sich das Heimweh heute wenden?» Er findet auf diese Frage eine Antwort: «Ubi bene, ibi patria . . .» Warum übersetzt er das ubi bene, ibi patria eigentlich nicht? Es heißt nämlich: Wo es dir wohlgeht, das ist dein Vaterland! Hat er Sorge, es könnten sich doch noch zu viele Menschen an das Wort ERNST MORITZ ARNDTS erinnern: «Herzlose Menschen sagen: Wo es dir wohlgeht, da ist dein Vaterland! Ich aber sage dir: Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.»

Aber ARNDT ist längst in die hinterste Mottenkiste verbannt mitsamt dem Herz, der Heimat, dem Gefühl und dem Vaterland. Auch das Wort König Jakobs in FONTANES Ballade von Archibald Douglas: «Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du» gehört nach einer solchen Auffassung zum alten Gerümpel, genauso wie die schönen Worte des großen greisen spanischen Cellisten PABLO CASALS, die er einer Abordnung von Arbeitern aus seinem Heimatort sagte, als sie ihn – in katalanischer Tracht – in seinem gar nicht weit entfernten französischen Exil besuchten: «Seit dem Tag, da ich meine geliebte Heimat verlassen habe, habe ich nichts sehnlicher gewünscht als heimzukehren. Ich hoffe, Gott schenkt mir langes Leben, lang genug, um den schönen Glockenturm unserer Kirche wiederzusehen, dessen Geläut wir alle so lieben, und den Schutzengel, und die Orgel, auf der mein Vater spielte und ich die Register zog, als ich neun Jahre alt war. Bitte denkt daran, was das alles für mich bedeutet. Ich grüße euch alle, und grüßt ihr Vendrell von mir.» Und CASALS ist gewiß ein weltweit gereister, von aller Welt verehrter Mann, dem es allerorten auf der Welt gut ging – ubi bene!

Aber was sind ARNDT, FONTANE und CASALS! Ich will deshalb lieber aus einem Prospekt der Sowjetunion für deutsche Touristen anläßlich des 50. Jahrestags der Ok-

toberrevolution zitieren: «Heimat . . . Wohin des Lebens Stürme dich auch verschlagen mögen, nie wirst du die Stätte vergessen, an der deine Wiege stand. Darum gibt es kein älteres, kein erhabeneres Gefühl als das der Vaterlandsliebe. Sein Ursprung ist die Liebe zur heimatlichen Natur . . .»

Daß in diesem Aufsatz so ziemlich alle, die vor Herrn LEYGRAF im Schwäbischen Heimatbund waren oder sonstwo in der Heimararbeit standen und praktisch . . . für die Heimat tätig waren, gröblichst beleidigt werden, sei nur am Rande vermerkt. Hat der Verfasser auch nur eines der «Schwäbischen Heimatbücher» gelesen aus der Zeit, als Heimatbundarbeit noch Kampfarbeit war? Was sagen denn all die . . . ehrenamtlich und selbstlos dienenden Heimatforscher und Heimatpfleger, die Verfasser von Heimatbüchern, die Pfleger von Heimatmuseen, die Leiter und Mitspieler in Naturtheatern, die vielhundert Weg- und Wanderwarte, die unzähligen Oberlehrer, die die Heimatbundarbeit seither getragen haben, zu Sätzen wie: «Da heißt es endgültig Abschied nehmen von Oberlehrerträumen und Vereinsideologien . . .»

Und: «Die auf Heimatliebe und Heimatpflege und Heimatschutz Eingeschworenen wissen angesichts dieser katastrophalen Trostlosigkeit nichts Besseres zu tun, als die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die große kulturpessimistische Jeremiade anzustimmen . . .», «was», «ach!» «alles so abgestanden, so abgedroschen, so verlogen und so wenig hilfreich ist», «denn es orientiert sich in einer verhängnisvollen Weise an einer durch Vorurteile und Vorlieben zurechtgemachten Vergangenheit, die es so nie gegeben hat: Hinterwelt. Denn es vollzieht sich so unfruchtbar in einem Klüngel von Gleichgesinnten, die sich wechselseitig der Bedeutsamkeit ihrer zweifelhaften Einsichten versichern: sie sind unter sich, Überbleibsel einer bourgeoisen Bildungsgesellschaft».

Das ist . . . eine . . . Beleidigung unzähliger, zum großen Teil hochverdienter Männer und Frauen in unserem gottlob heimatfrohen und schönen Land . . . Man darf gespannt darauf sein, ob all diese «Eingeschworenen», diese «Überbleibsel einer bourgeoisen Bildungsgesellschaft», dies . . . einfach hinnehmen werden.

Sind mit den Oberlehrern und mit diesem Klüngel etwa auch die vielen Heimatbundmitglieder gemeint, die seither weithin die Träger der Heimatbundarbeit waren? Haben auch sie «konservierend oder verändernd an Symptomen herumkuriert und herumgepfuscht» – anstatt «das Gesellschaftliche als Aufgabe und Forderung zu erkennen» in dem Sinne: «Will einer Heimat bewahren oder verändern, muß er die Hand auch an die Gesellschaft legen.»

Und dabei sind wir bei des Pudels Kern! Nicht Pflege der Heimat und der Liebe zu ihr sind nach LEYGRAF die Aufgaben des Schwäbischen Heimatbunds, sondern die Gesellschaftsänderung, «gesellschaftliche, politische Regelungen», wie er innerhalb von sieben Zeilen gleich zweimal wörtlich sagt, auf gut deutsch also der gesellschaftliche Umsturz. Diese Sprache kennt nun doch wirklich jeder, der in unserer Zeit über lauter Streben nach Ruhe und Wohlstand nicht taub und blind geworden ist für all das, was politisch offen oder versteckt, bei uns vorgeht. Der . . . Verfasser hätte mindestens so ehrlich sein sollen, deutlich zu sagen, wie und in welcher Richtung er sich die gesellschaftliche Veränderung denkt. Er möge doch die Katze vollends ganz aus dem Sack lassen! Diese Stellungnahme hätte wesentlich kürzer ausfallen

können, wenn ich hätte annehmen dürfen, daß alle, die es angeht, die Sprache gewisser Politologen und der ihnen nahestehenden Gruppen und Grüppchen kennen. Dann hätte es nämlich genügt, einfach zu vermerken, daß in besagtem Aufsatz die Worte Gesellschaft und gesellschaftlich 23mal vorkommen.

Da soll nun also ein unpolitischer Bund von Freunden der Heimat politisiert, in einer ganz bestimmten Richtung umfunktioniert werden! Da sollen ja nun wohl auch die Heimatbundwochen und die Heimatfahrten zu «Diskussion und Polemik» über die Reinigung der Gesellschaft von jenem «Klüngel von Gleichgesinnten», von jenen «Überbleibseln einer bourgeoisen Bildungsgesellschaft», von «Oberlehrerträumen und Vereinsideologien» der «auf Heimatliebe und Heimatpflege und Heimatschutz Eingeschworenen» werden. Da soll nun also auch der Schwäbische Heimatbund zu einer Basisgruppe, zu einer der sattsam bekannten Zellen auf der Spielwiese gesellschaftspolitischer Experimente werden, wobei doch an derlei Zellen und Gruppen und Grüppchen wahrhaftig kein Mangel ist! Nur: in denen gibt es ja nichts umzufunktionieren!

Sie werden sagen, es stehe in den Ausführungen «Zu diesem Heft» (1971/2), daß «diese –zugegebenermaßen– heiße Diskussion und Polemik, die LEYGRAF entfacht, nicht die Stimme» des Schwäbischen Heimatbunds sei. LEYGRAF ist aber Mitglied des Vorstands und des Redaktionsausschusses und dieser mindestens . . . hat wohl zu dem Aufsatz Ja gesagt.

Meine Freunde warnten mich vor einer solchen Stellungnahme. Ich müsse doch wissen, daß sie mir nur Ärger und Schaden einbringe. Mag sein. Würde ich aber hier schweigen, hätte ich die Ehre, Ehrenmitglied des ehrenwerten und seither ehrwürdigen Schwäbischen Heimatbundes zu sein, niemals verdient.

Auf diese Rede antwortete Regierungspräsident BIRN u. a. folgendes:

Lassen Sie mich zwei tatsächliche Feststellungen machen: Ich weiß keinen Punkt, wo im Vorstand etwa zum Ausdruck gekommen wäre, daß der Vorstand des Schwä-



bischen Heimatbundes sich darum gedrückt hätte, den Ausdruck Heimatliebe zu gebrauchen oder sich zu ihr zu bekennen, oder daß er gar versucht hätte, das Wort Heimat, das ja doch im Namen des Vereins liegt, zu vermeiden. Das zweite ist vielleicht zu einer Richtigstellung notwendig. Herr Götz hat auf bezahlte Kräfte im Heimatschutz gegenüber früher hingewiesen. Ich möchte mit aller Deutlichkeit sagen, daß es in unserem Vorstand niemanden gibt, der auch nur einen Pfennig für das erhält, was er hier tut. Also dies, damit hier keine Mißverständnisse aufkommen!

Nun ist der eigentlich Angegriffene ja Herr LEYGRAF. Zunächst hatte ich mir vorgestellt, daß er noch nicht gleich sprechen würde, sondern daß wir erst die Diskussion noch etwas anlaufen lassen. Aber er hat darum gebeten, jetzt sofort antworten zu dürfen. Das muß ihm nach guten Diskussionsgrundsätzen gestattet sein.

Stellungnahme von WILLY LEYGRAF:

Sehr verehrter Herr Präsident, meine Damen und Herren! Ich möchte eigentlich nicht zur Diskussion Stellung nehmen, ich möchte nicht zu irgendwelchen Formulierungen Stellung nehmen, sondern ich möchte nur zu verhindern versuchen, daß eine mangelnde Fähigkeit des Lesens sich epidemisch fortsetzt und dazu führt, daß der eine oder andere den Sinn dieser Diskussion ganz und gar falsch versteht. Der Vorgang des Formulierens ist auch zugleich immer ein Denkvorgang. HEINRICH KLEIST spricht vom allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Reden. Beim Schreiben ist das nicht anders. Man sollte die Entwicklung eines Gedankens, die Entwicklung von Gedanken zu einem Thema in einem Ablauf sehen. Man sollte erkennen, daß es zu Beginn heißt: «Vielleicht sollte man das Wort nicht mehr verwenden.» Daß es heißt: «Diese Art von Heimat hat es nie gegeben», daß dann entwickelt wird, wo wir möglicherweise Definitionen des Heimatlichen finden können, die sowohl unserem Gefühl für diese Heimat gerecht werden, als auch Gegenstand einer Diskussion mit denen sein können, die dieses Gefühl für die Heimat nicht teilen.

Sie haben vollkommen recht, wenn Sie sagen «Heimatliebe und Heimatgefühl sind nicht Gegenstand der Diskussion». Heimatgefühl und Heimatliebe können auch nicht Vereinszweck sein. Sie sind Privatsache eines jeden einzelnen. Aber Heimatgefühl, Heimatliebe oder Verantwortung für die Heimat bringen uns zusammen zur Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes. Wenn Sie weiterhin den Vorbildern folgen und einzelne Formulierungen, die ich niedergelegt habe, herausgreifen und versuchen, sie zu rektifizieren, abzuwägen wegen Gefühl oder nicht Gefühl, dann tun Sie, glaube ich, unserer gemeinsamen Sache einen schlechten Dienst. Wenn Sie recht zu lesen wissen, dann wissen Sie auch, daß nirgendwo irgendwem Liebe zur Heimat bestritten worden ist. Allerdings beanspruche ich als Nichtschwabe das Recht, die schwäbische Heimat lieben zu dürfen!

Was hier geschrieben worden ist, ist deshalb geschrieben, weil tatsächlich «Gefahr im Verzuge» ist. Gefahr besteht darin, wenn wir länger mit unseren Gefühlen verziehen und nicht zum Handeln, nicht zum Mitreden, nicht zum Dabeisein kommen, weil wir uns wechselseitig wie ein Klüngel von Gleichgesinnten nur der Übereinstimmung unserer Gefühle versichern. Wir sollten die Zeit hier nicht damit vertun, daß wir abwägen: haben wir nun Gefühl, haben wir kein Gefühl, hat der Gefühl,

hat der kein Gefühl, hat der das richtige Gefühl, hat der vielleicht etwas mehr Liebe –, sondern daß wir versuchen zu bestimmen, worin in der Pluralität all unserer Meinungen ein Stück definierbaren Heimatbegriffes zu finden ist, mit dem wir aus diesem Saal, aus unserem Verein hinaustreten können und hineinwirken können in die tatsächlich von gesellschaftlichen, von ökonomischen Bedingungen abhängige Welt von heute. Denn wir wollen ja die Dinge, die uns allen wichtig sind, so erhalten, so weiterformen, daß das Leben in dieser Gesellschaft lebenswert bleibt. Und insofern möchte ich den Heimatbund nicht als einen nur Klüngel von Gleichgesinnten verstanden wissen, dann würde ich mich wirklich da nicht so wohlfühlen, wie ich mich bisher dort wohlfühlt habe.



Als erster Diskussionsteilnehmer sprach

Herr HANKE:

Ich möchte direkt auf die Ausführungen von Herrn Götz antworten. Genauso erschüttert wie er vielleicht bei der Lektüre von dem Artikel von Herrn LEYGRAF war, genauso erschüttert war ich jetzt bei seinen Ausführungen. Herr LEYGRAF, verzeihen Sie, wenn ich in etwa wiederhole, was Sie bisher gerade gesagt haben, aber ich habe mir einige Notizen gemacht, während Herr GÖTZ sprach. Und so halte ich es grundsätzlich für sehr gut, wenn ein solcher Artikel geschrieben wird, da dies mir doch symptomatisch ist für eine Entwicklung, die bisher nicht klar genug nach außen hin aufgetreten war. Und speziell jetzt an Herrn LEYGRAF: Ihr Vorwurf eigentlich – es ist ja in gewisser Weise ein ganzer Vorwurf, diese ganze Versammlung – ist es denn verboten, etwas in Frage zu stellen? Wir als Mitglieder des Heimatbundes sollten wenigstens so tolerant und vernünftig sein, uns mit diesem Artikel so auseinanderzusetzen, daß wir nicht den Verfasser ansuldigen, es sei eine Frechheit und eine Beleidigung, einen solchen Artikel zu verfassen. Der Verfasser wurde an keiner Stelle persönlich. Er hat keine noch so verdiente Person angegriffen. Es handelt sich nur um grundsätzliche Überlegungen. Aber Herr Götz hat sich leider auf diese Ebene herunterbegeben, muß ich gerade sagen, daß er den Verfasser persönlich an-

gegriffen und ihm Unterstellungen gemacht hat. Man muß einen Artikel, nämlich gerade so wie er verfaßt wurde, in unserer Vereinszeitschrift abdrucken. Wo sollte er sonst denn überhaupt abgedruckt werden? Denn der Erfolg, daß so viele Mitglieder herkommen, gibt doch der Absicht auf jeden Fall recht, einen solch provozierenden Artikel zu veröffentlichen. So viele, wie wir heute sind, habe ich so lange ich in kurzer Zeit dabei bin, noch nie gesehen. Ich weiß nicht, ob es dem Vorstand nicht ebenso geht. Ich glaube, daß es vor allen Dingen für die weitere Fortführung der Diskussion nicht sehr effektiv ist, sich zu überlegen, ob der Artikel gerechtfertigt oder nicht gerechtfertigt ist. Viel besser wäre es, sich Gedanken zu machen, wie die Heimat nach unserer Meinung denn nun wirklich aussehen sollte. Und das ist das, was Herr LEYGRAF in etwa gesagt hatte . . .

Nächster Diskussionsteilnehmer war Herr BARZ:

. . . Ich habe diesen Artikel dazu benützt, mal meine Kollegen – unsere Flüchtlinge usw. – zu fragen: was verstehst du unter Heimat, was ist deine Heimat? Und da ist mir aufgefallen, daß unsere Flüchtlinge, die Menschen der Völkerwanderung des 20. Jahrhunderts, gesagt haben: «Ostpreußen ist nicht meine Heimat, das ist die Heimat meiner Eltern. Der Ort, wo wir im Flüchtlingslager waren, ist nicht die Heimat von mir. Die Heimat ist dort, wo ich heute bin.» Ubi bene, sagten es die Lateiner. Hier leben wir, hier bin ich. Und daß es so ist, beweist auch, daß wir in unserem Schwäbischen Heimatbund viele Mitglieder haben, die weder Schwaben noch Altwürttemberger sind, um diese kleine Differenz herinzubringen. Wir sind hier ja nicht alle Schwaben. Sonst dürften wir schon die Heilbronner nicht mehr zu uns nehmen! Also wir wollen doch hiermit sagen, wir haben hier auch schon einen größeren Kreis mit in uns hereingenommen. Irgendwo sagte mal GEROK: «. . . das ganze Deutschland soll es sein.» Nun, lassen wir es dabei sein. Heimat ist irgendwie der Begriff, wo sich meistens die Kindheit, die Schulzeit abgespielt hat. Diesen Begriff der Familie, der Kindheit, des Heranwachsens ist das, was man später im Alter Heimat nennt. . . . Wer spricht heute von Rotlern, von Freiberglern, von Dürrelewangern, von Asamwäldlern? Niemand, das sind Stuttgarter. Das sind die neuen Siedlungen, und all diese Leute sagen: Stuttgart ist meine Heimat. Oder dort wohne ich, wenn man sie fragt: Wo wohnst du? Sie haben sich an die Stuttgarter Gegebenheiten akklimatisiert.

Und nun gibt es natürlich Stuttgarter, die sich noch nicht an 1970 akklimatisiert haben, sondern die gerne an die Zeit denken, als auf dem Schloßplatz die Parade war. Der Vater hat sie an der Hand genommen; man ist sonntags zur Parade auf den Schloßplatz gegangen. Die Verbindungen trafen sich an den Säulen des Königsbaus. Wir haben Unterschriften gesammelt, um das Kronprinzenpalais zu erhalten. Es ist den heutigen Gegebenheiten, den Verkehrserfordernissen zum Opfer gefallen. Es wurde dann der Kleine Schloßplatz gebaut, und in 50 oder 100 Jahren gibt es Menschen, die dagegen protestieren werden, wenn man den Kleinen Schloßplatz, «die Platte», beseitigen wolle. Warum? «Dort bin ich in meiner Jugend gesessen und habe mit meinen jungen Kollegen diskutiert. Wir haben dort Musik gemacht, dort waren auf dem Schwäbischen Sonntag Veranstaltungen. Mein Vater hat mich an der Hand genommen, und wir sind auf die Platte gegangen.» Nicht auf den

Kleinen Schloßplatz, auf die Platte! Und so wird in 100 Jahren der neue, der Kleine Schloßplatz, gegen den wir uns berechtigterweise an und für sich gewehrt haben, einen Heimatbegriff der Stuttgarter mit bilden. Ich möchte deshalb als einer der Jüngeren in diesem Raume sagen: Heimat und der Begriff und die Verbindung zur Heimat ist sehr stark auch gegenwartsbezogen; die Gegenwart, die für mich und meine Kinder später Vergangenheit und Erinnerung sein wird. . . .

Darauf sprach Herr VEIL (unseren Lesern bekannt durch seinen Aufsatz in Heft 1971/3):

. . . Wir dürfen nicht weitermachen in irgendwelchen Gedanken, Erinnerungen an zurückliegende Ereignisse und in dem Bestreben, irgendwelche Gegebenheiten unserer Heimat um jeden Preis zu erhalten! Wir müssen sehen: was können wir erhalten, damit die Heimat Heimat bleibt, und wo müssen wir in Gottes Namen der heutigen Zeit ihren Tribut überlassen und damit einen Teil uns lieb gewordener Dinge aufgeben? Ich unterschreibe diesen Artikel von Herrn LEYGRAF Wort für Wort. Ich bin leider erst ein wenig später zu Wort gekommen in der «Schwäbischen Heimat» in einem anderen Sachverhalt, aber ich hätte zu gerne eigentlich diesen Artikel mitunterschrieben. Wir müssen uns daraufhin hinausbewegen, daß wir wirklich uns mit aller Energie mit der Abstimmung der Gegebenheiten, die uns überkommen sind, mit dem beschäftigen, was tagtäglich um uns herum geschieht, wollen wir das erreichen. Ich bitte wirklich darum.

Wenn Herr GÖTZ sagt, er übersieht seinen Lebensraum – ich übersehe ihn nicht mehr. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß ich als Angehöriger einer öffentlichen Verwaltung, der einen ungeheuren Einblick hat in Dinge, die täglich um uns herum geschehen, sagen muß, ich übersehe ihn nicht mehr, welche Gefährdungen auf uns alle zukommen. Ich übersehe meinen Bekanntenkreis, ich übersehe Dinge, die im täglichen Leben geschehen. Wir müssen aber alle miteinander versuchen, diesen Erlebenskreis zu überblicken, und das können wir nur dann tun, wenn wir wirklich uns darum bemühen, alles zu erfassen und die Dinge, die Herr LEYGRAF angesprochen hat, zu beachten. Mehr wollte ich nicht sagen.

Die folgenden Formulierungen stammen von Herrn Prof. SCHÜZ:

1. Ich warne dringend davor, hier zu versuchen, einen Begriff für Heimat und Heimatliebe zu finden. Vielleicht, daß wir es bis morgen nachmittag um diese Zeit schaffen würden. Ich stelle hiermit den Antrag – vielleicht ist es ein Gegenantrag –, von einem solchen Versuch abzusehen.

2. Vielfach wird vergessen, daß das, was wir Menschen und wir Deutsche Heimatliebe nennen, etwas Angeborenes, daß die Anhänglichkeit an die Welt, in der ein Lebewesen groß geworden ist, etwas biologisch ungeheuer Wichtiges ist. Das ist bei uns als Gefühlsmoment in starker Weise ausgeprägt; dadurch ist die Diskussion ja so schwierig, aber man schäme sich nicht dieser Gefühlssphäre.

3. Was ich ganz betont beanstande bei dem Aufsatz von Herrn LEYGRAF, sind die Formulierungen. Es ist einfach nicht möglich, in einem ernsthaften Organ wie der «Schwäbischen Heimat», solche Formulierungen zu ge-

brauchen, wie sie Herr GÖTZ mit Recht gegeißelt hat: Klüngel usw.! Man suche sich dazu irgendein Parteiorgan oder eine Parteiversammlung! Die «Schwäbische Heimat» steht auf einer höheren Ebene.

Dieser Punkt führt uns noch zu einem vierten, nämlich die erhobenen Beschuldigungen. Was wird denn behauptet? Mein geschätzter Vorredner hat behauptet, man wolle das Alte um jeden Preis erhalten. Ist denn das wahr? Das wird doch kein Mensch hier behaupten wollen und hat der Schwäbische Heimatbund und hat der Naturschutz noch nie behauptet «um jeden Preis». Und auf diese Tonart ist eben dieser LEYGRAF'sche Aufsatz gestellt, und das ist das Moment, was eben eine wirklich ernsthafte Diskussion nicht zuläßt. Wir sprechen verschiedene Sprachen. . . .

Architekt HAAG brachte zunächst zum Ausdruck, daß der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes nicht gleichgeschaltet ist, und fuhr dann u. a. fort: . . . Ich möchte aus meiner Tätigkeit, aus meiner stark denkmalpflegerischen Tätigkeit sagen, daß wir mit metaphysischen, mit nicht aussprechbaren Dingen bei unserer Arbeit ganz, ganz schlecht vorankommen. Und daß die heute verdammt wenig ziehen, daß ist die Wirklichkeit. Andererseits möchten wir durch die Erhaltung dieser Dinge erreichen, daß die Metaphysik nicht zum Teufel geht. Entschuldigen Sie, wenn ich's deutlich sage. Wir alle, unser Herr LEYGRAF mit, wollen helfen, daß Ihnen Ihr, unser Traum, jedem sein eigener, vom Volkslied, vom Volkstanz, von der schönen Architektur, von unseren schönen Städten erhalten bleibt. Aber wie sollen wir es denn machen, daß nicht alles vor die Hunde geht? Sehen Sie denn nicht die Situation, in der wir stehen? Es hat doch keinen Sinn, daß wir uns jetzt gegenseitig zerfleischen und uns gegenseitig Weltanschauungen aus der Nase ziehen.

Vorgestern abend war ich bei einer Versammlung von Synodalen. Entschuldigen Sie, das war ganz ähnlich. Die einen, die Konservativen, die ändern, die Fortschrittlichen – sie haben gegenseitig ihr Programm dargelegt und sehen nicht, daß dabei das Christentum vor die Hunde geht, wenn es so weitergeht. Und so ist es doch auch bei uns. Wir müssen doch alle miteinander sehen: was können wir denn um Himmels willen noch von dem, was wir haben, retten, ganz konkret? Und das ist nun ein Vorgang, der spielt sich in unserer demokratischen Gesellschaft ab. Und dazu müssen wir nun in Gottes Namen einfach ganz hart und sauber und klar argumentieren können. Das sind alle diese Dinge, die mit – fangen wir beliebig an – dem Verkehr, mit der Soziologie, mit der Ökologie, mit der Technik, mit allen diesen Dingen zusammenhängen. Das sind die Argumente, die wir brauchen, um zu erreichen, daß unsere Bauten erhalten bleiben, um den Versuch zu machen, daß wir nicht durch unser schönstes Erholungsgebiet nahe bei Stuttgart – durch den Schurwald – eine Autobahn kriegen. Was wollen Sie vom deutschen Wald sagen und ein schönes Wort von einem Volkslied, wenn man eine Autobahn durch den Mainhardter und durch den Schurwald legt? Wir müssen konkretere Dinge bringen, die heute gesellschaftspolitisch sind.

Was haben Sie für eine Angst vor dem Namen Gesellschaft? Wir sind doch alle die Gesellschaft! Wir wollen helfen, daß von dieser, unserer Gesellschaft uns und un-

sern Kindern wenigstens ein Rest erhalten bleibt. Also, Sie sehen, ich schaue, das kommt nun eben aus meiner Tätigkeit, wir schauen in die Zukunft und versuchen, etwas zu retten. Und wenn ich unter diesem Aspekt den Aufsatz von LEYGRAF ansehe . . . , so merke ich, wie geladen der ist von Dingen. Was ist da eigentlich dann falsch dran? Er ist ein Aufruf an uns, wir sollen uns alle überlegen, gute, konkrete, handfeste Argumente zu finden, damit wir wenigstens etwas von dem, was wir noch haben, erhalten. Und das andere: Ist es denn so schlimm, in einer Sprache zu sprechen, die nun vielleicht nicht mehr die Sprache unserer Vorfahren ist, um damit auch die Jungen etwas anzusprechen? Die sind es nämlich durchaus gewöhnt, mit diesen Ausdrücken zu arbeiten. Wenn Sie mit Ihren Kindern diskutieren, da kriegen Sie diese laufend hingeworfen und müssen auch die entsprechenden Antworten darauf haben. Das ist eine Sprache, wie sie heute gesprochen wird. Der Sinn der Sache, auf den kommt es an, und der ist ganz klar. Es ist – ich möchte fast sagen – ein Aufschrei: «Sorgt alle mit!»

Ich habe mich neulich unterhalten mit einem Mann von der Hochschule, daß wir – ich sage es auch modern – eine Strategie finden, wie wir die Vorstellungen von der Heimat überhaupt noch den Jungen darlegen, denen, die nicht hier sitzen. Wir haben alle einen wunderbaren Heimatbegriff. Was nützt's gegenüber den vielen, vielen ändern, für die der Heimatbegriff überhaupt schon nicht mehr da ist, die wir aber doch wieder gewinnen wollen? Vielleicht ein paar, damit es weitergeht. Wenn die Versammlung des Heimatbundes in 20 Jahren mal wieder ist, dann ist ein großer Teil von uns wahrscheinlich nicht mehr da. Aber vielleicht findet die Versammlung dann mangels Masse überhaupt nicht mehr statt! Denn: wie sollen wir noch einen Heimatbund erhalten, wenn wir nicht auch in unserer Taktik nun wirklich aktuell und zeitgemäß sind. Immer wieder mit dem Ziel, alles das, was Ihnen, was uns und mir lieb und wert ist, zu erhalten. Bitte, sehen Sie doch das Ganze auch unter diesem Gesichtspunkt!

Herr Dr. ROLLER bemerkte zur Reaktion auf den LEYGRAF'schen Aufsatz:

. . . Es scheint eine große Anzahl von älteren Menschen da zu sein – Sie nehmen mir mal ab, daß ich so offen einfach rede, und ich glaube, wir müssen offen reden, wo Gefühle im Spiel sind –, die sich vermeintlich verletzt fühlen durch den Beitrag von Herrn LEYGRAF. Ich sage vermeintlich verletzt fühlen, weil er an gar keinem Punkt irgend jemanden speziell im Heimatbund angegriffen hat, von dem er meinte, das ist auch so ein Oberlehrer, oder so ein Klüngelfritze. Nicht wahr, das sind doch diese Punkte, wo der stärkste Beifall bei Ihnen aufrauschte, wo gesagt wurde, als das werden wir bezeichnet. Und darüber wird vollkommen vergessen, daß hier ein Mann aus einem Engagement heraus für eine Sache spricht, für die er sich tagtäglich einsetzt, und nun, wie Herr HAAG schon sagte in einer Sprache, die vielleicht vielen von Ihnen einfach nicht vertraut ist, die Ihnen unangenehm ist, vor der Sie sogar Angst haben. Sie kennen das von der modernen Kunst teilweise auch; wenn man nicht mit ihr umgeht, wenn man nicht mit ihr aufgewachsen ist, hat man Angst und die Reaktion ist Abwehr und das Entsprechende ist dann ein Nicht-mehr-

mit-dem-Verstand-Reagieren. Und es gibt hier Dinge, die mit dem Verstand angepackt werden müssen, nicht mehr mit über den Verstand gehender Argumentation, denn dann reagierte nur noch das Gefühl...

... Ich finde es gut, bei allen Gefühlsausbrüchen, die hier waren, daß dieser Aufsatz eine so große Zahl von Heimatbundmitgliedern dazu gebracht hat, sich nun mal wirklich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen...

Nun antwortete Herr VÖGLER, Vertrauensmann in Leutkirch:

Obwohl ich zu den so liebevoll apostrophierten Oberlehrern gehöre, habe ich trotzdem den Aufsatz vielleicht insofern doch richtig verstanden, als ich ihn als eine Herausforderung in erster Linie betrachtet habe. Vielleicht möchte ich sogar sagen, eine notwendige Herausforderung, die uns einmal dazu zwingt, über diese Dinge, die uns im Heimatbund bewegen, nachzudenken. Ich möchte das unterstreichen, was auch Herr HAAG gesagt hat: ich glaube, Herr LEYGRAF und wir sind gar nicht so furchtbar weit voneinander entfernt, trotz all dieser scharfen Ausdrücke, die darin vorkommen, die ich auch für überflüssig gehalten habe, ganz ehrlich. Denn, worin bestand denn unsere Arbeit im Heimatbund? Eines wurde schon heute gesagt: Heimat ist, was wir in unserer Jugend erlebt haben. Ich habe erst kürzlich in diesen Tagen einen Bericht von einer Baltin gelesen, die Gelegenheit hatte, in ihre Heimat zurückzukehren, die für sie immer verloren ist, und da hat man gespürt, was das für diesen Menschen bedeutet, noch einmal hier an den Stätten zu stehen, wo sie nun aufgewachsen ist, wo sie in die Schule ging, wo sie ihre ersten Menschen getroffen hat, mit denen sie nun Fühlung bekam. Das ist ganz klar.

Aber wir müssen auch das betonen, was Herr LEYGRAF gesagt hat: Jeder von uns in unserer mobilen Welt wird es erleben, daß er sich eine zweite Heimat schaffen muß, nämlich dort, wo ihn der Lebensweg hinführt. Wie viele können denn eben dort ihr ganzes Leben zubringen, wo sie einmal aufgewachsen sind? Und dort nun die zweite Heimat zu schaffen, da sind wir nun an der Stelle, wo ich Herrn LEYGRAF durchaus recht gebe. Da müssen wir die Wirklichkeit sehen, da müssen wir hineinstehen in die Probleme unserer Zeit. Und ich möchte das für mich behaupten, es auch getan zu haben; ich bin seit 15 Jahren im Gemeinderat. Da wird man wirklich ja provoziert mit den Gegebenheiten und Notwendigkeiten unserer Zeit und auch mit den Härten, die unsere Zeit gerade für Dinge bringt, die uns so am Herzen liegen. Aber, hier nur drinzustehen und zu erkennen, was ist denn eigentlich noch notwendig, was bedeutet etwas für uns. Nicht bloß für uns, die wir alt sind, sondern auch für die, die nun einmal in dieser neuen Welt heranwachsen. Ich glaube, das ist etwas, was im Heimatbund immer geschehen ist, daß man diese Einstellung doch eigentlich gehabt hat.

Wie viele von uns – und es sind sehr viele Alte da – wie viele von uns Älteren haben doch tatsächlich in solchen verantwortungsvollen Stellen ihren Mann gestanden und sich eingesetzt! Und insofern sage ich, sind wir gar nicht so weit entfernt von dem, was Herr LEYGRAF von der Sicht des Menschen gesagt hat, der Fühlung hat mit unserer intellektuellen Jugend, der nun einfach einmal den Stand von heute umrissen hat und der uns Ältere vielleicht etwas schockiert; das ist durchaus zu verstehen. Ich möchte auch bitten, hier nicht unnötig Klüfte aufzurei-



WILLY BAUR – WILLY LEYGRAF

ßen – vielleicht von einigen Dingen, die da drinstehen, abzusehen – und den guten Willen, der hinter diesem Aufsatz steht, durchaus anzuerkennen.

Aus der Sicht des Älteren formulierte auch WILLY BAUR:

... Wie selbstverständlich kommt ein Mann meines Alters aus einer gewissen romantischen Periode her, und da habe ich es für einen großen Gewinn gehalten, daß zu diesem Romantiker ein Mann mit solcher nüchterner Skepsis wie LEYGRAF gestoßen ist. Immer wieder frage ich mich: Ob es nun richtig ist, daß ich bei einem Trachtenumzug etwa mitmarschiere, obwohl dagegen natürlich Einwände bestehen, oder ob es richtig ist, daß ich bei irgendeinem Narrengericht mit oben sitze, nicht etwa auf der Tribüne und als geehrter Ehrengast, sondern als Mitwirkender und damit in einem unmittelbaren Zusammenhang eben mit dem stehe, was Brauch ist...

Wir brauchen heute unbedingt Menschen, die uns weiterführen. Ich muß das ebenso betonen, was Herr VEIL sagt. Soviel ich mir hin und her überlege und so sehr ich tagtäglich versuche, mich mit allen Problemen der Gegenwart auseinanderzusetzen, ich kann sie nicht übersehen. Immer wieder ist man vor Fragen gestellt: Was tust du, was sagst du oder was schreibst du jetzt in dem Fall, ohne daß man die genügend breite Basis besitzt, nun wirklich eine Stellung zu beziehen. Das geht uns allen so, wenn wir ehrlich sind und ehrlich sein wollen.

Es ist vorhin zitiert worden: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.» Der Ton liegt nicht auf dem Besitzen, der Ton liegt auf dem Erwerben! Auf dem Erwerben im richtigen, letzten und tiefsten Sinn. Und d. h. sich zu jeder Stunde und zu jedem Tag immer wieder von neuem einmal mit dem Erbe der Vergangenheit, mit dem Stand der Gegenwart, mit den Forderungen der Zukunft auseinanderzusetzen. Und dabei keinerlei Rücksichten zu nehmen auf Gefühle, die nicht am Platze sind, auf solche Gefühle sich zu verlassen.

Wir kommen nicht darum herum, uns tagtäglich und immer wieder von neuem mit dem auseinanderzusetzen, was um uns herum ist, und unser Verhältnis dazu und

das Verhältnis der andern dazu zu begreifen und zu erklären versuchen. Glücklicherweise ist jetzt ein neuer wunderbarer Begriff aufgetaucht, ganz im Ernst, er hat mir sehr viel geholfen. Neuerdings spricht man von der Umwelt. Und diese Umwelt, die man durchaus und die ich durchaus für sehr bedeutsam halte und mit deren Begriff ich mich auch befasse, scheint mir im wesentlichen eine, mal ganz grob gesprochen, technische Angelegenheit zu sein; aber Heimat ist ein Bereich innerhalb dieser Umwelt...

Das kann man vielleicht so definieren, daß das, wo wir in unserer Umwelt wirkliche echte gefühlsmäßige Beziehungen haben, die aus einer ständigen, gründlichen Auseinandersetzung heraus gewachsen sind, daß wir das als Heimat bezeichnen können. Und um dieser Heimat willen, oder um dieses Begriffes der Heimat willen, finden wir uns ja auch hier in unserem Schwäbischen Heimatbund zusammen. Nicht um endgültige Definitionen zu finden, sondern als eine Gemeinschaft von Menschen, die es ernst meinen mit ihrer Umwelt, mit ihren Forderungen, mit ihrem gefühlsmäßigen Verhältnis zu ihr und mit den Pflichten und Anforderungen, die daraus erwachsen, sich immer wieder von neuem klar und fertig zu werden.

Leider hat das Tonband, wie noch in wenigen anderen Fällen, den Namen des folgenden Diskussionsredners nicht klar genug festgehalten:

Ich muß feststellen, daß hier nicht nur mit zwei, sondern mit drei Sprachen geredet wird. Ich führe es darauf zurück, daß die Jugend, die nach der sogenannten Umerziehung, nach dem Krieg, alle diese alten Werte, auf die der Heimatbund in erster Linie aufbaut und seither auch noch benützt hat, daß die Jugend diese Werte mit wenigen Ausnahmen vielleicht gar nicht kennt, nicht begreifen kann. Daß eine Gruppe älterer Leute hier ist, die schon vor dieser Zeit sich für diese Werte eingesetzt hat, und daß diese Gruppe ehrlich sich bemüht, noch etwas zu retten von dem, was langsam verlorengeht, während die dritte Gruppe der Engagierten, die vielleicht auch mit in unserem Vorstand sitzt, sich immer redlich bemüht, etwas zu erreichen, aber niemand weh tun will und nach allen Seiten vorsichtig taktiert, daß ja niemand zu nahe getreten wird, oder daß vielleicht die Wirtschaft oder der Staat oder ein Politiker sich darüber aufregt, daß man vielleicht trotzdem noch ein klein wenig erreichen kann.

Es wird aber so gehen, daß im Endeffekt die Jugend und die heutigen politischen Ansichten siegen werden, wenn die älteren Leute, die vielleicht das Wissen noch haben, wegsterben und nichts mehr erreichen, weil diese Gruppe, die sich mit der Jugend arrangieren will..., am Ende dastehen und sagen wird: Wir haben nichts erreicht.

Es geht alles vor die Hunde, wenn es im heutigen Trott so weitergeht. Und der Heimatbegriff wird nach diesen Gesichtspunkten in kurzer Zeit erledigt sein. Es wird nur noch das wirtschaftliche Moment regieren und – wie ich in erster Linie den Aufsatz von Herrn LEYGRAF einschätze und wie Herr GÖTZ auch schon gesagt hat – das Kollektiv, nicht die Demokratie, die ehrenwert ist. Das Kollektiv, die Gleichmacherei wird am Ende alle Werte, die uns vielleicht heute noch wert sind, unter den Tisch fegen, und die klassenlose Gesellschaft wird verwirklicht werden. Aber nicht so, daß der einzelne am Schluß noch

seine Idee verwirklichen kann, sondern daß er unter irgendeinem Joch eben am Schluß auch noch leben, vielleicht noch in kleinem Umfang seine Meinung sagen darf. Es wird vielleicht ähnlich aussehen wie heute in der Sowjetunion, wie in Amerika, wo der einzelne auch verdammt wenig wert ist, und wie es vielleicht mit unserem heutigen vereinigten Europa gehen kann (nicht muß), wenn vielleicht das Europa der Vaterländer doch noch mit möglichst viel Eigenarten der einzelnen Nationen verwirklicht werden kann. Mit dem allem zusammen hängt der Heimatgedanke, hängt der Naturschutz, hängt die Kunst, hängt also alles, was dem Menschen als kultureller Wert wert ist, mit dem alles hängt das zusammen.

Darauf sagte WALTER KITTEL, der frühere Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, u. a.:

... Als ich mich entschlossen habe, den Vorsitz aufzugeben, hatte ich ganz speziell die Idee: Es müssen jüngere Leute den Vorsitz übernehmen, und es war auch Herr LEYGRAF dabei, den ich aus Veranstaltungen im Deutschen Heimatbund kennengelernt hatte... Und nun sind wir heute ja mitten in der Aussprache drin, die er und die diese Zeitschrift einmal haben wollte. Meine Tochter aus Brasilien hat geschrieben, sie bedauere, daß sie heute nicht dabei sein kann. Sie meint, eigentlich treibe der Heimatbund, was die Stadtplanung machen müsse: Auswählen, was aus der früheren Zeit in die heutige Welt und in die zukünftige sinnvoll einbezogen werden könne, erhaltenswert sei. Und damit gibt sie wohl etwas von dem, was wir wollen, und kommt am Schluß positiv zu dem Wort: «Wann hatte ich mir schon Gedanken gemacht über die Aufgaben des Heimatbundes, vor LEYGRAF?» Ich habe es sehr bedauert, und ich bedauere es ganz besonders, daß sich einzelne durch die forsche – ich will nicht sagen moderne, sagen wir ruhig auch etwas ungehobelte oder freche – Ausdrucksweise von Herrn LEYGRAF verletzt gefühlt haben. Das müssen wir nicht tun, sondern wir müssen nun wirklich mit Ernst die Aufgaben überlegen und fragen: Erfüllen wir sie richtig? Und da habe ich nun spaßhafterweise ein Wortspiel: Der Staatssekretär ERNST hat vor zwei Jahren etwa in einem Vortrag über die Heimat im Zeitalter einer dynamischen Kulturentwicklung bei sehr viel ausführlicheren Ausführungen u. a. folgendes gesagt: «Der Gegensatz von Stadt und Dorf gehört der Vergangenheit an.»... Dies steht bei LEYGRAF auch.

Aber etwas anderes: Wer nicht handelt, setzt eine Ursache für etwas, bewirkt etwas, mindestens das, daß die anderen für ihn handeln, die vielleicht ganz von ihm abweichende Ziele haben, denen er aber durch sein Verhalten, nämlich sein Nichthandeln, das Feld überläßt. Das ist nun die Aufgabe: Nicht aufhalten sollen wir, aber nicht so weitermachen oder laufen lassen; u. a. Städte, Stadtregionen, in denen der Mensch sich heimisch fühlen kann. Dieses Wort sagt Heimat, sich heimisch fühlen in neuen Stadtregionen. Das ist also eine Aufgabe, wie sie z. B. Herr VEIL umrissen hat, und wie er es versucht hat, uns klarzumachen, wie es in anderen Städten und anderen Ländern gemacht wird. Und dazu die Sorge für Wasser, Luft, Freizeiträume – wie bei LEYGRAF. Diese dynamische Weltveränderung gerät uns ohne unsere verantwortliche Planung und ohne unser verantwortungsbewußtes Handeln aus der Hand, und wir müssen sehen, daß wir Älteren Jüngere finden, die

das nach uns übernehmen und sich dafür verantwortlich fühlen, auch wenn sie einmal in ihrem Ausdruck vielleicht über das hinausschießen, was wir so normalerweise getan hätten.

Auf eine sehr persönliche Weise setzte sich daraufhin Herr Dr. LOHSS mit den Problemen auseinander:

... Ich gehöre zu den Schulmeistern, und unser Herr LEYGRAF hat in seinem Aufsatz ja die Oberlehrer erwähnt. Und nun kann ich ihn ja persönlich fragen, wie er es gemeint hat mit den Oberlehrern. Ich habe gedacht, ja wie hat er jetzt das verstanden? Wenn ich etwa einen Aufsatz schrieb über «Die alten Geräte in der Landwirtschaft», will er das nicht hören, was eine Sense, was eine Sichel ist und dergleichen und deren Entwicklung, geschichtlich von der Urzeit her bis in die schwäbische Gegenwart hinein? Ich muß gestehen, Herr LEYGRAF, ich habe mich nicht getroffen gefühlt. Und ich bin überzeugt, Sie wollten auch gegen derartige Aufsätze nicht angehen.

Nun muß ich Ihnen aber noch mehr sagen: Wenn man ein betagter Schulmeister ist, dann gehört es zum Allerschönsten, daß soundso viele Schüler ganz Ausgezeichnetes geleistet haben. Die gute Mitte ist sowieso da, das ist selbstverständlich. Aber ich kann Ihnen hier von einer gewissen Spitzenklasse erzählen. Da sitzt ein Herr Oberbaudirektor KITTEL, der gehört zu meinen ersten Schülern vom Realgymnasium in Stuttgart. Es war eine Eliteklasse, das muß ich sagen. Und nun sitzt da drüben mein lieber Freund KARL GÖTZ; seit Jahrzehnten sind wir freundschaftlich verbunden. Er hat mir manchmal eine Philippika geschrieben, die sich nun gegen den Aufsatz von Herrn LEYGRAF wendet. Aber der heutige Nachmittag war außerordentlich fruchtbringend, und zwar aus folgendem Grund: Weil wir eben nun mal zwei Richtungen kennengelernt haben. Und es gilt hier das alte Sprüchlein: «Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.» Ich habe Herrn LEYGRAF aufgrund seines Aufsatzes ganz falsch eingeschätzt. Ich habe zunächst den Eindruck gehabt, das ist ein Extremist, und da fehlt mir eben das Positive. Aber es hat sich gezeigt, daß bei Herrn LEYGRAF doch auch positive Werte vorhanden sind – er nimmt mir's nicht übel – trotz seiner etwas gepfefferten Ausdrucksweise. Er hat sich da etwas gebärdet, was will ich sagen, wie der Hecht im Karpfenteich, oder so in der Tonart... Da muß ich jetzt meine Zuflucht nehmen zu einem andern meiner Schüler, PETER HAAG. Er gehört auch zur Spitzenklasse meiner Schüler, und was er gesagt hat, das ist doch außerordentlich wichtig. Und mein Freund GÖTZ hat das sicher auch zur Kenntnis genommen, und da er nicht nur Mensch, sondern auch Christ ist, weiß er ganz genau, wie wichtig es ist, daß man auch bei denen, die Kontrahenten sind, unter allen Umständen die guten Seiten anerkennt...

Wir haben deutlich gemerkt: Es sind zweierlei Richtungen vertreten, und ich bin sehr froh, daß es nicht zu einem Tauziehen gekommen ist, so oder so, sondern daß die Besonnenen unter uns gesagt haben: So müssen wir ziehen, nicht vielleicht genau in derselben Richtung, aber doch an einem Strang... Ich will nur sagen, wie es wichtig ist, mit unseren Kräften zusammenzustehen und zusammenzuhalten, und wie das Wort GOETHES als das



eine gilt, das schöne Wort: «Manches Herrliche der Welt ist in Krieg und Streit zerronnen. Wer beschützt und erhält, hat das größte Los gewonnen.» Das ist uns allen gemeinsam. Aber noch eines muß das Fazit dieses Mittags und Abends sein. Es ist ein Kurzzitat aus einem der schönsten Gedichte FRIEDRICH SCHILLERS: «Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte, Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.»

Noch einmal erhielt Pfarrer GOMMEL das Wort:

... Alles gut, was gesagt worden ist. Aber müssen wir nicht gerade im Heimatbund in die Ferne hinausschauen, wohin die Zeit treibt? Es war mir ganz wichtig, am Schluß meines Referates auf diese Entwicklung hinzuweisen. Der Mensch wird Maschine, die Geschichte wird ein künstlicher Ablauf und die Heimat wird Produktionsstätte, und das empfinde ich im LEYGRAFSCHEN Aufsatz. Daß das eigentlich der Hintergrund ist, nicht die Sprache usw., das hat mich nicht aufgeregt, aber, daß das nicht gesehen wird: Hier sind unterschwellige Dinge vorhanden. Die dürfen wir nicht übersehen und uns mit dem Projizieren der Zukunft, wie wir es gerade haben, abgeben. Also, wohin treiben wir heute? Und haben wir da als Heimatbündler nicht eine besondere Verantwortung gegen Masse und Untergang in der Masse?

Herr WEBER-BENZING warnte davor, extreme Ansichten zu zementieren:

... Es wäre falsch, mit Gewalt alles Alte und Überlieferte erhalten zu wollen. Das will aber auch unser Freund GÖTZ nicht. Genauso falsch wäre es nun, alles, was alt und überliefert ist, einfach mir nichts, dir nichts über Bord zu werfen, was leider aus den Ausführungen in dem Aufsatz von Herrn LEYGRAF sehr oft hervorgeht. Nicht alles, was zur Neuzeit gehört, ist unbedingt dem Zeitgeist unterworfen, sondern es gibt auch eine Weiterentwicklung. Alles Leben ist Entwicklung, und diesem müssen wir wohl auch Rechnung tragen, sonst landen wir zuletzt irgendwo in einem Getto mit unserer Heimsache...

Ein weiterer Diskussionsredner, dessen Name uns das Tonband nicht genau überliefert hat, glaubte, Herr LEYGRAF habe den Begriff Heimat bespien:

... Es ist nicht der Ton, der mich abgestoßen hat. Ich kann kein anderes Wort gebrauchen, sondern ich habe ganz einfach den Eindruck: Hier wird der Begriff Heimat bespien. Der Ausdruck ist jetzt absichtlich scharf gewählt. Und nun weiß ich nicht, Herr LEYGRAF, darf ich Sie bitten, uns zu sagen, was Sie nun eigentlich wollten mit diesem Aufsatz? Denn ich glaube, da liegt doch die Frage drin. Hat Herr LEYGRAF nun wirklich diesen Begriff Heimat angreifen oder aber hat er ganz neue Wege zeigen wollen und hat vielleicht bloß sich in der Sprache vergriffen? Das ist durchaus möglich. Aber der Eindruck, daß der Begriff Heimat als solcher abgelehnt wurde, den glaube ich, kann man nicht gut von dem Aufsatz bestreiten...

Auch Herr BARZ ergriff noch einmal das Wort:

Es sind hier in diesem Kreise viele Menschen, die eine große Lebenserfahrung haben, und wir Jüngeren bitten darum, daß sie uns diese Erfahrung weitergeben, aber wir Jüngeren bitten die ältere Generation nun auch, daran zu denken, daß sie selber jung waren. Sie waren auch einmal Feuergeister, die weitergingen, die was Neues schaffen wollten. Und Sie – als Leute, die ja in der Geschichte durch den Schwäbischen Heimatbund und durch ihre Hobbies geschult sind – wissen, daß Entwicklungen nicht nur über fünf oder zehn Jahre hinweg gehen. Die Geschichte hat Zeit. Wir sind heute in einem Umbruch, den die ältere Generation so nicht versteht. Denn wir sind heute in der Zeit der Städtegründungen, der Neuschaffung – wie nach dem Dreißigjährigen Krieg, mit dieser Zeit möchte ich diesen heutigen Umbruch fast vergleichen. Nach einigen 100 Jahren und später kam von selber auch wieder ein Heimatbegriff, den wir heute glauben, verloren zu haben, und ich möchte die älteren Herrschaften bitten: verlieren Sie den Glauben an eine Geschichtsentwicklung nicht. Dinge, die wir heute vielleicht betrauern, die wachsen wieder; dann, wenn Friede und gesicherter Grundstock in der Bevölkerung sind, wächst von selber wieder ein Empfinden für Heimat, für Sitten und Gebräuche, die sich wieder eingebürgert haben. Aber wir haben heute eine Mischung von halb Europa in unserem Land Baden-Württemberg, wo wir neue Sitten und Gebräuche entwickeln, und ich bitte Sie: kämpfen Sie nicht gegen eine neue Entwicklung, es ist wie ein Kampf gegen Windmühlen, den wir verlieren müssen, wenn wir uns nicht den Blick öffnen für das Neue, das wachsen will. Wir müssen versuchen oder: wir haben das Recht und die Aufgabe, das, was wir als gut empfunden haben, zu erhalten. Aber es mit Dreschflegeln zu verteidigen, ist hoffnungslos, denn dann wird mit Kanonen gegen uns geschossen.

Herr Dr. RATHFELDER warnte davor, Heimat nur als eigenständiges Wesen oder gar gesellschaftspolitisch zu sehen:

... Ich fühlte mich genauso betroffen wie die Oberlehrer und wer sonst noch angesprochen worden ist, und ich glaube, LEYGRAF – wenn er ehrlich ist – hat sich selbst damit nun getroffen, denn er sagt ja: «Die auf Heimatliebe und Heimatpflege und Heimatschutz Eingeschwo-



renen wissen angesichts dieser katastrophalen Trostlosigkeit nichts Besseres zu tun, als die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die große kulturpessimistische Jeremiade anzustimmen.» Herr LEYGRAF, so wie wir uns kennen: ich habe noch nie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, sondern ich bin konkret in die Dinge in der Auseinandersetzung, so wie es der Heimatbund seit Jahren auch getan hat, immer wieder an die Einzelobjekte herangetreten. Nicht von ungefähr sind wir nämlich in der Gesellschaft oftmals deshalb zu Buhmännern abgestempelt worden, weil wir im ganzen gesehen doch ein kleines Häuflein sind, aber eine große Ausstrahlung haben. Und diese Ausstrahlung, das würde ich wünschen, daß wir die auch im Heimatbund beibehalten, daß die, die in verantwortungsvollen Positionen stehen in unserem Lande, so wie Herr VEIL vorher auch gesprochen hat, daß die noch ein Echo und einen Rückhalt haben hinein in die Bevölkerung und so der verlängerte Arm tatsächlich bei Maßnahmen sein können, die die Verwaltung von sich aus nicht lösen kann. So verstehe ich den Heimatbund, und so verstehe ich auch die Grundlage des Heimatbundes, daß wir uns bemühen sollen, ehrlich, ja nüchtern zu sein... Ich würde wünschen, daß wir in diesem Sinne nun These-Antithese zu einer wirklichen Synthese vereinigen könnten.

Leider hat uns das Tonband nochmals den Namen eines weiteren Diskussionsredners verschwiegen, der aus sehr persönlichem Erleben in russischer Kriegsgefangenschaft berichtete. Darauf resümierte Herr Regierungspräsident BIRN:

Meine Damen und Herren, ich habe den Eindruck, daß wir uns in unserer Aussprache dem Ende nähern. Es bleiben Dinge angesprochen, die nicht gelöst sind, die, ich darf so sagen, bange Frage von Herrn Pfarrer GOMMEL, was ist das nun eigentlich sachlich, wo Ihr in der Zukunft hinauswollt? Das ist nicht geklärt. Ich glaube auch, das können wir an einem solchen Tag wie heute nicht klären, denn das ist ein kontinuierlicher Prozeß, der sich in unseren Mitgliederversammlungen abspielen muß, wenn es sich um konkrete Probleme handelt: wie stellt Ihr Euch dieser oder jener Frage gegenüber? Dann mag

sich auf einmal zeigen, daß vielleicht über das Prinzipielle Unterschiede auftreten. Dann sind wir ganz konkret dran, und dann können wir darüber sprechen. Ich glaube, es ist nicht ein Wegwischen des Problems, wenn ich sage: wir sollten einsehen, daß uns diese Frage mitgegeben ist, daß wir mit der jetzt geschwind nicht fertig werden können, daß es aber ein steter Prozeß eines Vereins, eines Bundes ist, da nun besser voranzukommen. Eines darf ich vielleicht dazu sagen: Sie haben wohl gemerkt, daß wir im Vorstand nicht ein homogener Haufen sind, so ist es ganz gewiß nicht. Da sind sehr verschiedene Persönlichkeiten da, mit ganz verschiedenen Ansichten. Nun, ich bin nicht lange Vorsitzender, aber in dieser Zeit haben wir über viele Einzelfragen zu diskutieren gehabt, und wir sind uns auch einmal nicht einig gewesen, durchaus. Aber es war nie ein Streit um etwas Prinzipielles; man konnte sich darüber unterhalten . . . Aber darüber, daß etwas, was wir als wertvoll erkennen, daß man sich dafür einsetzt, daß das eine Selbstverständlichkeit ist, daß man dafür Widerstände zu überwinden hat, daß man auch vielleicht in Kauf nimmt, nun irgendwo scheel angesehen zu werden, darüber hat es nie einen Zweifel gegeben. Ich glaube, das sollte uns doch auch etwa Mut zueinander machen und glauben lassen, daß wir auch in Zukunft etwas miteinander anfangen können.

Nun erhielt Herr LEYGRAF das Schlußwort:

. . . Es ist die direkte Frage gestellt worden: wie hat LEYGRAF das eigentlich gemeint mit dem Wort Heimat? Er ist Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes, er ist Mitglied des Vorstandes des Schwäbischen Heimatbundes und ich glaube, sagen zu dürfen, nicht gerade ohne Aktion in diesem Zusammenhang . . . Hier zunächst zu der Frage, was wollte er mit diesem Aufsatz. Er wollte Anstoß erregen – natürlich –, Anstoß zum Denken, Lernprozesse in Gang bringen. Er wollte, daß Diskussionen – nicht nur in diesem Saal, aber in diesem Saal eben auch – zustande kommen, daß Argumente zusammengetragen, öffentlich verständlich gemacht werden, damit diese Welt hierzulande einmal erkennt, daß wir eben nicht dieses verlorene Häuflein von Idealisten sind, daß wir nicht diejenigen sind, die die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Er wollte das Bekenntnis des Schwäbischen Heimatbundes provozieren: Wir sind alle miteinander nicht von gestern, sondern wir sind alle miteinander von heute . . .

Ich wollte nichts anderes, als deutlich machen, was unser aller Sache ist. Vielleicht muß ich hier doch zu Ihrer Information sagen, daß auch Herr GÖTZ und ich uns seit langen Jahren kennen, denn Herr GÖTZ war über lange Jahre intensiv Mitarbeiter des Südwestfunk-Landesstudio Tübingen. Und haben wir auch nicht unmittelbaren redaktionellen Kontakt, so haben wir sehr viel Kontakt miteinander gehabt. Und deshalb kann ich Herrn GÖTZ eigentlich das, was er hier gesagt hat, nicht übelnehmen. Ich verstehe nur nicht, wie man bei mir These und Antithese sieht und bei Herrn GÖTZ Synthese. Denn wer ein ganz klein bißchen Ahnung von der Dialektik hat, der weiß, daß sich das nicht trennen läßt. These und Antithese führen im dialektischen Denkprozeß schließlich zur Synthese. Und wenn wir nicht immer wieder den Schritt Thesis, Antithesis, Synthesis gehen, dann kommen wir nie weiter, dann drehen wir uns im Kreise unserer Gedanken – und was denn dann?

Herr Pfarrer GOMMEL, dessen Ausführungen ich schon in seinem Brief mit Dank als eine wesentliche Ergänzung zu dem, was ich auf wenigen Seiten der «Schwäbischen Heimat» publiziert habe, begrüßt habe, hat die direkte Frage an mich gerichtet: Was soll denn werden, wohin treiben wir? Die Heimat wird Wohn- und Schlafplatz. Er hat eigentlich das charakterisiert, was Marxisten mit Entfremdung bezeichnen. Und ich meine, es ist eine unserer Aufgaben, diese Entfremdung in der Unwirtlichkeit einer nur auf Profitmaximierung und Konsumsteigerung gerichteten Welt zu verhindern. Es ist leider nun auch nicht zu verhindern, daß wir damit eben das Wort von der Gesellschaft nennen müssen, daß wir nach den ökonomischen Bedingungen fragen müssen, von der, Herr Dr. RATHFELDER mit Verlaub, auch unsere Landschaft weithin abhängig ist. Denn nur, wer den nötigen Profit macht, der kann auch die nötigen Anträge auf Ausnahmegenehmigungen für Bungalow-Bau in der freien Landschaft stellen.

Herr Pfarrer GOMMEL hat so akzentuiert, wir müßten die Verantwortung für die Masse oder gegen die Masse tragen. Ich möchte da vielleicht ein klein bißchen nuancieren: ich meine, wir dürften – ganz gleich, ob wir es demokratisch oder ob wir es christlich fundieren – wir dürften nicht vom hohen Roß herunter über die Masse sprechen. Diese Masse, das sind unsere Mitbürger, und wir selbst sind Bestandteil dieser Masse. Ich weiß ja wohl, was Herr Pfarrer GOMMEL mit den massenhaften, dem identitätslosen Dasein innerhalb der Masse gemeint hat. Aber wir müssen uns davor hüten, daß wir meinen, nein, wir gehören nicht zu dieser Masse. Was uns aus dieser Masse herausnimmt, das ist das besondere Wissen um unsere Geschichte, um unseren Raum, um Zusammenhänge in unserem Raum, daß wir die kleinen Unbedeutendheiten und die großen Wichtigkeiten kennen. Das nimmt uns heraus aus dem Zusammenhang der übrigen Mitmenschen . . . Aber dieses Wissen, das wir haben, ich habe es in meinem Aufsatz am Schluß formuliert, das gibt uns allen miteinander keine Vorrechte, sondern das gibt uns Vorpflichten, den anderen zu sagen, wo Gefahren sind, den anderen zu sagen, wo Möglichkeiten sind, den anderen helfen, die Perspektiven zu entwickeln. Und ich meine, das einzige, was wir mehr haben als vielleicht manche andere, deshalb weil wir uns zu Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes erklärt haben, das ist ein Mehr an Verantwortung.

Es ist noch eins zu sagen: Es scheint manchmal so, als wenn das Ganze ein Generationenproblem ist. Und wenn man es genauer nimmt, ist es auch eins. Nur nicht so einfach: die Alten sind für das Alte, und die Jungen, die sind für das Junge. Ich sagte schon, das was Herr Pfarrer GOMMEL beigetragen hat zur Diskussion, sehe ich nicht als einen anderen, sondern eben dialektischen Widerspruch, als eine Antithese, die weiterführt zur Synthese.

Sie haben Herrn KITTEL gehört; Sie haben Herrn BAUR gehört, und ich bin stolz darauf, daß er mich heute erstmals öffentlich seinen Freund genannt hat, ich habe ihm immer wie ein Freund nahegestanden. Ich könnte die Reihe fortsetzen: RICHARD LOHRMANN nannte mich seinen Freund, das hätte er sicher nicht getan, wie ich so wäre, wie Herr GÖTZ mich sieht. Und zum Oberlehrer – KARL HÖTZER nannte mich seinen Freund, ich weiß nicht, wem von Ihnen er ein Begriff ist. Er ließ sich von mir gern meinen Schulmeisterfreund nennen: da wissen

Sie auch, was ich von den Oberlehrern halte. Aber wenn die Oberlehrer unkontrolliert träumen – und ich träume ja manchmal auch, und ich träume auch oft unkontrolliert – dann ist mein Respekt vor dem Schulmeister genauso gering wie der Respekt vor mir selber. Dann sage ich: Hoppla Freund, Schluß mit dem Träumen, kritisch nachdenken! Auf Träumen läßt sich keine Welt aufbauen.

Zurück zur Generationenfrage. Sie sehen, es ist nicht die Unterscheidung alt – jung. Aber es ist heute leider eine Erscheinung, daß der Sprung über die Generationen sehr leicht ist. Und deshalb Herr Götz, *da* sitzen unsere Probleme, und die müssen wir eigentlich miteinander ausmachen: Sie gehören zur Generation meines Vaters. Mit den Großvätern, da verstehen wir uns; aber die Generation unserer Väter, die hat ein Schicksal gehabt, die ist in einer Zeit gewachsen, erzogen worden, hat Schicksale erlebt und hat dabei ihre Vorstellungswelten geprägt, hat ihre Denkart geprägt. Wir sind nicht so weit auseinander in dem, was wir wollen, Herr Götz, aber es fällt so verdammt schwer, miteinander zu reden. Deshalb Herr Götz: ich nehme Ihnen nichts übel. Ich weiß woher es kommt.

Ich könnte jetzt natürlich den Aufsatz nochmals von vorn bis hinten interpretieren, ich könnte auch alle Ziele des Schwäbischen Heimatbundes – so wie ich sie sehe – interpretieren. Das einzige Problem aber, was mir noch wichtig scheint an diesem Tage heute, ist, daß wir versuchen, nicht nur heute, sondern künftig und immer da wo wir als Heimatbund erkennbar werden, daß wir uns nicht als dieses verlorene Häuflein von Idealisten gebärden, sondern erkennbar werden als Zeitgenossen, als Mitbürger. Daß wir unsere Probleme so artikulieren, wie sie in der öffentlichen Diskussion heute artikuliert werden. Es passieren die unmöglichsten Dinge hierzulande; die Stimme des Heimatbundes ist nicht einmal hörbar geworden, sie ist nicht gehört, ist nicht diskutiert, ist nicht eingebracht worden in die Entscheidung. Wir haben kein Anhörrecht, wir haben kein Mitwirkungsrecht und erst recht kein Mitbestimmungsrecht. Das liegt nicht nur an den Verhältnissen – die sind allerdings nicht so – sondern das liegt auch daran, daß wir unsere Argumente nicht so formulieren, daß wir unsere Dinge nicht so schnell auf den Tisch, auf den Verhandlungstisch bringen, wie sie zur Entscheidung anstehen. Daß wir da, wo entschieden werden muß, nicht präsent sind. Und Sie sehen, daß einer aus unserer Mitte, der gleichzeitig Gemeinderat ist und an Entscheidungen beteiligt ist, von vornherein, ohne Frage nach der Generation,

eine etwas andere Sprache spricht, als jemand, der in stiller Studierstube über diese Dinge genauso verantwortlich, genauso redlich nachdenkt. In der Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit formt sich Sprache, formt sich Denken. Das muß aber nichts an den Motiven, das muß nichts an unserer Einstellung zur gemeinsamen Sache ändern.

Hier hat die ganze Zeit unausgesprochen der Vorwurf im Raum gestanden: da hat doch – verdammt nochmal! – ein Roter die «Schwäbische Heimat» mißbraucht. Irgendwer hat gesagt, ich soll woanders publizieren. In Briefen ist manches viel deutlicher ausgesprochen worden. Ich setze dem die Krone auf, indem ich Ihnen einen Marxisten zum Schluß zitiere, um Ihnen vielleicht damit erkennbar zu machen, daß man auch bei MARX und denen, die bei MARX gelernt haben, was lernen kann, über das was Heimat ist und was Heimat in der heutigen und in der künftigen Gesellschaft bedeutet. Bei ERNST BLOCH ist im letzten Abschnitt des «Prinzip Hoffnung» zu lesen:

«Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende. Und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, d. h. sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.»

Abschließend faßte Herr Regierungspräsident BIRN zusammen:

... Nun möchte ich Ihnen doch sagen, daß ich mich über diesen Nachmittag sehr freue. *Ich bin stolz* – lassen Sie mich das sagen – *stolz auf den Schwäbischen Heimatbund, der es fertigbringt, eine solche Diskussion zu führen.* Das gibt uns Freude und Zuversicht für die künftige Arbeit.

Mit diesem stolzen Bekenntnis des Vorsitzenden ging die außerordentliche Mitgliederversammlung zu Ende. Auch die Redaktion schließt hiermit die so fruchtbare und wichtige Diskussion um den Aufsatz «Heimat heute» von WILLY LEYGRAF ab.

Die Fotos fertigte FRIEDRICH LÜCKGENS für die «Schwäbische Heimat» an.

Wir dürfen unsere Leser, die sich für die Auseinandersetzung um die Heimat so sehr engagiert haben, auf eine Neuerscheinung aufmerksam machen: Hauptworte – Hauptsachen. Zwei Gespräche: Heimat Nation. Teilnehmer: HEINRICH BÖLL, GÜNTER GRASS, EUGEN LEMBERG, NORBERT BLÜM, Gesprächsleiter: ALEXANDER MITSCHERLICH. München: R. Piper & Co. Verlag 1971. 130 Seiten. (Serie Piper Band 16.) DM 6,-. Als Ergebnis stellt Prof. MITSCHERLICH fest: *Wir sind von dem statischen Heimatbegriff, den wir noch so selbstverständlich mit uns tragen, doch sehr weit weggekommen. Die alte Heimat in diesem Sinne gibt es nicht, sie ist offensichtlich historisch vergangen. Der zweite Punkt ist, daß man den Menschen als einen Anpassungsakrobaten beschreiben kann und daß nun die große Gefahr besteht, daß er sich anpaßt – passiv nämlich – an diese ungeheuren, mammuthaften Bürokratien und deren Entscheidungen, denen der Mensch sich heutzutage gegenüber sieht, und daß er auch gar nicht mehr die Möglichkeit hat, für sich zu entscheiden.*

Was wird aus der Herrenberger Stiftskirche?

Die Herrenberger Stiftskirche ist baufällig; im Herbst 1971 mußte sie für jede Benützung gesperrt und geschlossen werden. Soll sie nun in sich zusammenfallen zur Ruine? Oder abgerissen werden, um die Häuser unterhalb zu schützen? Oder soll sie gesichert und erneuert werden?

Kirchen haben zunächst und vor allem Funktionen als Gotteshäuser und Gemeindezentren. Die Herrenberger Kirche hat rund sieben Jahrhunderte lang ihrem Zweck gedient. Die Zeiten und auch die Gewohnheiten des Gemeindelebens haben sich geändert. Braucht die Gemeinde Herrenberg heute noch diese Kirche?

Dekan HELMUT HÄUSSERMANN: *Vor allem braucht man die Stiftskirche für die großen Gottesdienste, die etwa am Heiligen Abend, an Silvester stattfinden, oder für die Jahresfeste unseres hiesigen Mutterhauses. Aber diese Veranstaltungen sind alle außerordentliche Veranstaltungen, bei denen wir freilich sehr froh sind an der Stiftskirche. Die Struktur der Kirche hat sich ja insofern gewandelt, als kleinere Gruppen notwendig sind, daß wir mit ihnen reden können. Wir haben jeden Sonntag mindestens zwei, manchmal auch drei Gottesdienste in einer kleineren Kirche und in zwei oder drei Gemeinderäumen. Es hat sich gezeigt, daß die Gemeindeglieder viel lieber zu den kleinen Gottesdiensten kommen, auch lieber einen kürzeren Weg haben als den beschwerlichen Anstieg zur Stiftskirche. So ist die Kirchengemeinde Herrenberg zwar der Tradition durchaus verpflichtet; aber im Blick auf unsere Aufgabe müssen wir uns eingestehen, daß wir die Stiftskirche nicht für die normalen Aufgaben brauchen, sondern nur für die außerordentlichen.*

Wenn also die Erhaltung der Herrenberger Stiftskirche gefordert wird, geht es nicht um den ursprünglichen Zweck, zu dem dieses Gebäude errichtet worden ist: den kann man auch anders erreichen. Die Herrenberger Kirche ist nicht zu ersetzen und nur schwer zu entbehren aus anderen Gründen:

1. Sie ist ein wichtiges, eindrucksvolles Zeugnis der südwestdeutschen Architekturgeschichte.
2. Sie ist ein Zeichen und Denkmal der Landesgeschichte.
3. Sie ist optisch das bestimmende Merkmal der Stadt Herrenberg und der sie umgebenden Gäulandschaft.

Kaum einer, der sich mit Herrenberg und seiner

Kirche beschäftigt, versäumt es, auf diesen Zusammenhang und Zusammenklang der Kirche mit ihrer näheren und weiteren Umgebung hinzuweisen.

Kunsthistoriker ADOLF SCHAHL: *Es dreht sich die Landschaft dort wie um eine Angel, und zwar in einem Bogen von annähernd 300 Grad. Und so steht die Kirche weithin beherrschend und sichtbar im Land. Aber auch die städtebauliche Nahwirkung ist groß, größer vielleicht sogar heute als ursprünglich, da das Schloß oberhalb der Kirche noch mitsprach. Die Kirche ist der Richtpunkt eines Koordinaten-Systems von konzentrischen und radialen Richtungen, wie sie in der Anlage der Stadt Herrenberg zum Ausdruck kommen. Und wenn man nun Stadt und Kirche und Burg bzw. Schloß zusammenfaßt, so kann man auch sagen, wie es der Herrenberger Stadtarchivar SCHMOLZ einmal gesagt hat: die Dreiheit aus Adel, Kirche und Bürgertum, einst Inhalt des Abendlandes, diese Dreiheit ist in Herrenberg – baulich gesehen – heute noch erkennbar.*

Vor diesem Hintergrund skizziert ADOLF SCHAHL die kunsthistorischen Besonderheiten der Herrenberger Stiftskirche: *... der Herrenberger Westbau ist kunstgeschichtlich unglaublich interessant. Das Erdgeschoß nimmt eine Halle ein, eine Eingangshalle. Das Obergeschoß ist eine riesenhafte Empore, die sich in drei großen Bögen – der mittlere wurde in der Spätgotik unterteilt – in das Langhaus öffnet. Dieser Raum war ohne Zweifel die Empore der Pfalzgrafen von Tübingen, und somit ist der ganze Westbau nur zu erklären, wenn wir nicht bloß an den Stadtkirchen-Charakter der Stiftskirche denken, die ja erst seit 1439 Stiftskirche war, sondern auch an den Schloßkirchen-Charakter. Was nun über dieser Empore ist, muß als Glockenhaus geplant gewesen sein. Wie so etwas einmal ausgesehen haben sollte, das können wir an den westfälischen Westriegeln ablesen. Dort gibt es das, was in Herrenberg geplant war und zum Teil zur Ausführung kam, nämlich einen Westbau, der keinerlei Strukturen für Türme besitzt, der im Erdgeschoß Eingangshallen enthält, im Obergeschoß eine Empore und oben schlichtweg ein Glockenhaus.*

Erst die Spätgotik hat dann gewagt, auf diesen Hohlraum zwei Türme zu setzen, Fachwerktürme. Sie haben gehalten bis 1749. Damals im Jahre 1749 kam dann die noch heute vorhandene überragende Bekrönung auf den Westbau, ein Musterbeispiel für die Verbindung von gutem Alten und gutem



Neuen. Die Formen der Zwiebelhaube mit den seitlich angelegten geschweiften Dächern sind barock, d. h. sie verbinden Masse und Bewegung zu einem eigentümlich gedämpften, verhaltenen und darin – man dürfte vielleicht sagen – schwäbischen Pathos. Als Masse schließen sie eng an den Unterbau an, den sie fortführen, durch die Bewegung aber bringen sie die Gesamtmasse des Baukörpers zu einer harmonischen Zusammenstimmung und Steigerung gegen die Mitte hin.

Das Herrenberger Langhaus ist die erste in Südwestdeutschland geplante – wenn auch nicht gebaute – Halle. Denn auch hier konnte der Ausbau nicht zu Ende geführt werden. HEINRICH PARLER ist es gewesen, der 1320 das basilikal geplante Lang-

haus der Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd in eine Halle umgebaut hat; den Parlern bleibt also ihr Ruhm, die Halle nach Südwestdeutschland gebracht zu haben, und alles, was bei uns auf der Linie Hallenkirche liegt – etwa die Frauenkirche in Esslingen oder das Ulmer Münster – schließt an Schwäbisch Gmünd an und keineswegs an Herrenberg. Herrenberg war ein Vorgänger, der nicht fertig werden konnte.

Woher kommt nun der Plan einer Halle für Herrenberg vor Schwäbisch Gmünd? Wenn man dem Baumeister von Herrenberg die Beziehung zu Westfalen zutraut – und man muß dies tun aufgrund der angedeuteten Verwandtschaft des Westwerks – so ist natürlich auch der Bezug auf die westfälischen

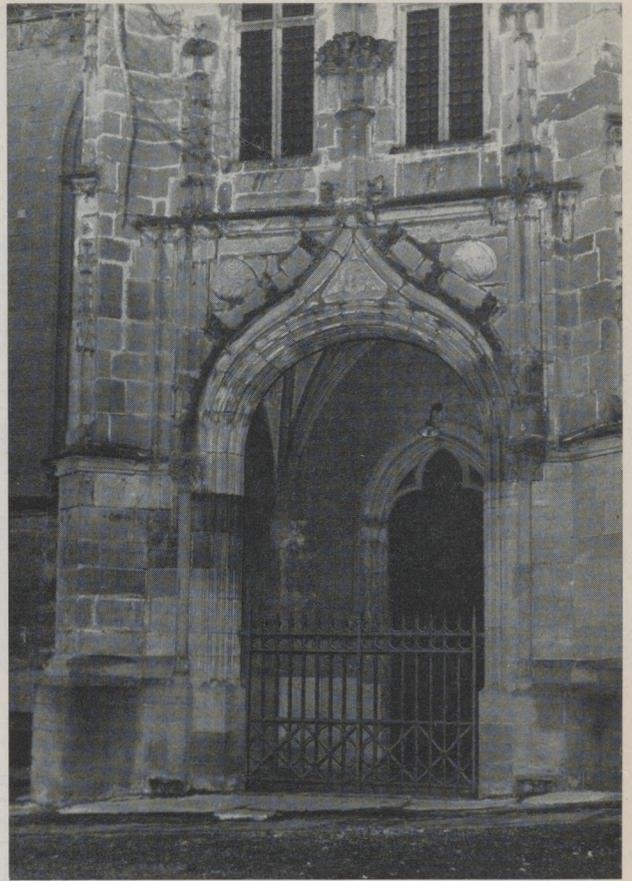
romanischen und frühgotischen Hallenkirchen sehr naheliegend. Der Baumeister brauchte sich gar nicht irgendwo anders umzusehen.

Noch ein Wort zur Bauzeit: Es gibt eine 1284 in Orvieto ausgestellte Urkunde, aufgrund deren wir annehmen müssen, daß der Bau damals schon im Gang war. In dieser Verbindung erhält auch die Jahreszahl 1280, die ein alter Chronist namens EISELIN beobachtet hat – in Stein gehauen, wie er bemerkt –, eine gewisse Bedeutung. Wir können also sagen: die Herrenberger Kirche, und zwar Westbau und Langhaus zusammen, wurde etwa in den späten 70er, 80er Jahren des 13. Jahrhunderts zu bauen begonnen; wir können also diese beiden hochinteressanten Teile, sowohl den Westriegel als auch das Langhaus, in diese frühe Zeit, das späte 13. Jahrhundert, zurückverfolgen. Der Ausbau ließ auf sich warten.

Dennoch: bei der gegenwärtigen Diskussion geht es nicht einfach nur um Spezialinteressen von Kunstfreunden und Architekturkennern. Dazu seien hier einige Herrenberger Bürger zitiert:

Die Stiftskirche ist im Bild unserer mittelalterlichen Stadt ein wesentliches Element. Der hierarchische Aufbau – Schloß (Sitz der Herrschaft), Stiftskirche (Sitz der Geistlichkeit) und Rathaus (Sitz des Gerichts und der Bürgerschaft) – ist hier in Herrenberg in einer Weise abzulesen, wie wir das nur in ganz wenigen Städten der Bundesrepublik noch haben, so daß also auch von da her die Stiftskirche im Stadtbild ein Wesensmerkmal ist. Außerdem ist sie Wahrzeichen unserer gesamten Landschaft des Oberen Gäus.

Zunächst einmal sind wir Besitzer und Eigentümer der Stiftskirche. Der Staat verpflichtet uns durch das Denkmalsgesetz, daß wir uns daran beteiligen, da



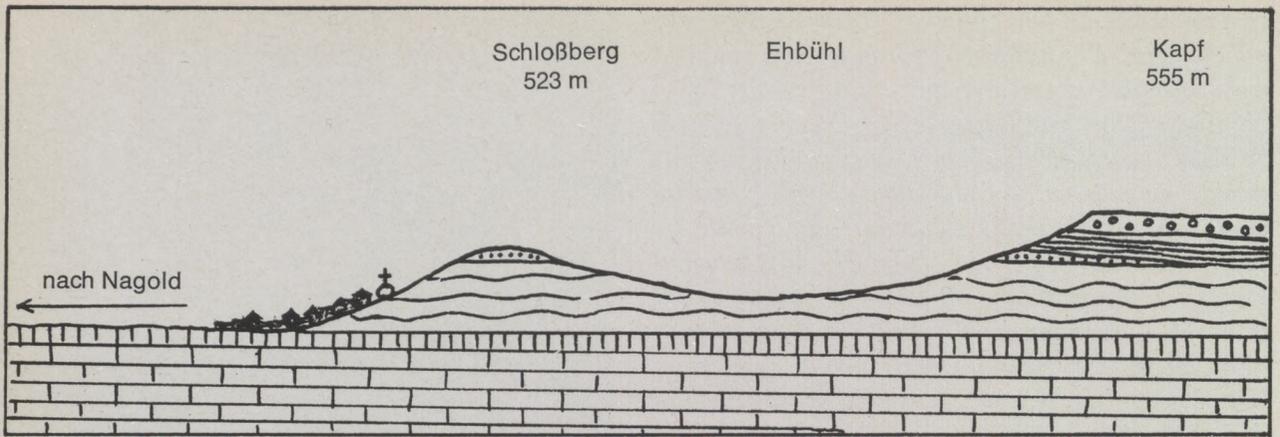
wir zunächst einmal die Erst- und Hauptverantwortlichen sind. Zum andern fühlen wir uns auch der Tradition, unsern Vätern verpflichtet. Und nicht zuletzt sind wir ja nicht von der Stadt abgetrennt: alle Kirchengemeindeglieder sind Bürger dieser Stadt, und das Wahrzeichen von Herrenberg, das Wahrzeichen des Gäus, das Wahrzeichen der Heimat, auch das ist für die Kirchengemeindeglieder eine Sache, für die es sich lohnt, sich einzusetzen.

Im Kirchengemeinderat herrscht über diese Frage eine erstaunliche und spontane Übereinstimmung. Der Kirchengemeinderat vertritt ja die verschiedensten Schichten der Bevölkerung. Es ist um so erstaunlicher, daß gerade die völlig verschiedenen Schichten hier einer Meinung sind, nämlich der, daß es nicht denkbar ist, dieses Gebäude nicht zu erhalten. Diese Kirche ist das bedeutendste Baudenkmal der Stadt Herrenberg und des ganzen Gäus, sie ist sozusagen der Kopf, das Gesicht der ganzen Landschaft.

Wie schlimm steht es nun um die Herrenberger Kirche? Dazu WALTER KURZ, der sich als Statiker mit diesen Problemen zu beschäftigen hatte:

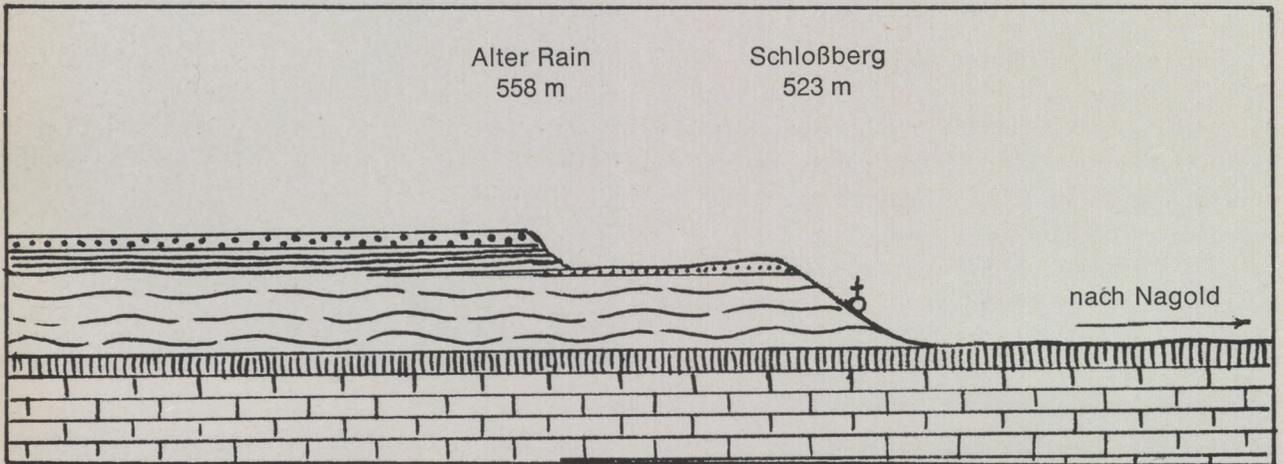
Wir haben durch genaue Messungen festgestellt, daß der Turm der Kirche auf der Südwestseite pro Jahr um einen Millimeter sinkt; wenn wir dann in Betracht ziehen, daß die Kirche rund 700 Jahre alt





Blick von Süden

Überhöhung 1:2,5



Blick von Norden

Überhöhung 1:2,5

Die Stadt Herrenberg liegt an der «Nahtstelle» zwischen dem Gäu, dessen Untergrund sich aus Muschelkalk und Lettenkeuper zusammensetzt, und dem Schönbuch, der von verschiedenen Keuperschichten aufgebaut wird: das Stadtgebiet lehnt sich also unmittelbar an den Stufenrand des Keupers an. Diese Keuperstufe ist deutlich gegliedert: die relativ «weichen» Schichten, die Mergel, bilden die Anstiege, während die «harten» Sandsteinschichten die Stufenkanten abgeben. Wo der Schilfsandstein noch nicht der Abtragung zum Opfer gefallen ist, liegt er als schützendes Dach über den Mergeln und läßt so eine untere Stufe entstehen (Schloßberg), die zweite Stufe bildet die Schicht des Stubensandsteins, die den Schönbuch bis vor die Tore Stuttgarts bedeckt. Demnach besteht der Untergrund des Herrenberger Stadtgebiets zu einem großen Teil aus Gipskeuper. Er wird auch Gipsmergel genannt, weil er – bei einer Mächtigkeit von rund 100 m – überwiegend aus Mergeln besteht, d. h. aus kalkhaltigen Tonen bzw. tonhaltigen Kalken. In diese Mergel, besonders in den unteren Lagen, sind zahlreiche Gipsbänke und -linsen eingebettet. Diese unterirdischen Gipseinlagerungen werden vom Wasser leicht gelöst. Dadurch bilden sich im Laufe der Zeit unterirdische Hohlräume. Bricht deren Decke ein, dann können Spalten und Risse entstehen, die auch an der Oberfläche in Erscheinung treten. Zu Rutschungen kann es im Bereich der Gipsmergel auch dadurch kommen, daß die tonigen Mergel bei starker Durchfeuchtung quellen und schließlich – an steilen Hängen und bei starker Belastung – ins Rutschen geraten.

- Stubensandstein
- Bunte Mergel
- Schilfsandstein
- Gipskeuper, -mergel
- Lettenkeuper
- Muschelkalk

„Keuper“

(Zeichnung FRANZ SCHÖNLEBER.)

ist, dann kommen wir auf das erhebliche Maß von 70 Zentimetern. Diese Setzungen rühren in erster Linie daher, daß die Kirche auf den Gipskeuper aufgesetzt ist, der in einer Tiefe von etwa 40 m auf den Grundgips stößt, in dem Auslaugungen zu Hohlräumen geführt haben. Diese Hohlräume ver-

füllen sich nun von oben her wieder, und damit sinkt wieder das darüberliegende Gelände. So kommt es zu den Setzungen. Die Setzungen haben aber nicht nur eine Bedeutung in lotrechter Richtung, sondern sie bringen zwangsläufig auch eine Verschiebung in waagrechter Richtung mit, d. h. die Kirche verschiebt



Idyllische Zeiten: Herrenberg um 1835. Zeichnung von FRANZ SCHNORR.

sich langsam gegen das Rathaus zu. Die Folge ist: Die Kirche zeigt erhebliche Rissebildungen und Verschiebungen.

Die Geschichte der Herrenberger Kirche ist auch eine Abfolge von Gefährdungen und Schäden. Kann man sie überhaupt endgültig retten? Technisch ist das nicht unmöglich. WALTER KURZ skizziert die notwendigen Maßnahmen:

Als erstes wäre erforderlich, diese Dolineneinbrüche, die etwa in 40 m Tiefe auftreten, durch Zementinjektionen wieder aufzuheben. Mit den Injektionen ist dann die Gefahr behoben, die aus dem Baugrund die Standsicherheit der Kirche bedroht. Als weitere Maßnahme wird dann die zum Teil neue Gründung der Kirche erforderlich sein, weil die Fundamente zum Teil nur 10–30 Zentimeter unter Erdreich geführt sind. Weiter ist vorgesehen, daß man in Höhe der Dachtraufe der Seitenschiffe eine waagrechte Stahlbetonkonstruktion einbaut, um die Kirche wenigstens einigermaßen wieder zusammenzubinden. Ferner muß eventuell daran gedacht werden, daß die Pfeiler zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen geradegestellt und neu gegründet werden müssen, weil sie jetzt eine erhebliche Abweichung aufweisen. Um die Kirche auch in ihrem unteren Teil zusammenzuhalten, ist vorgesehen, daß man eine geschlossene Sohlenplatte vom Chor bis zum Turmanfang einbaut. Beim Turm selber, der die ungünstigsten Veränderungen zeigt, ist vorgesehen, daß im Zusammenhang mit dem Innenausbau Zwi-

schendecken eingezogen werden, die dem Turm wieder ein vernünftiges Korsett geben.

MARTIN STOCKBURGER ist der für die Erneuerung des Baus verantwortliche Architekt. Er sieht sich bei der Erfüllung der in Herrenberg gestellten Aufgabe abhängig von mancherlei Bedingungen und Voraussetzungen:

Wir sind bei der Gestaltung der Kirche natürlich sehr abhängig von den konstruktiven Erfordernissen, die die Gebäudeerhaltung mit sich bringt. Im äußeren Erscheinungsbild wird es mit Sicherheit keine Veränderungen architektonischer Art geben, während im Inneren durchaus Veränderungen möglich sind, und zwar in der Raumfolge Turm, Schiff, Chor. Es wird angestrebt, den ursprünglichen Baugedanken, nämlich die Einbeziehung des Turmbereichs in die Halle der Kirche, wieder herzustellen. Man wird versuchen, auch für eine kleinere Anzahl von Personen eine geeignete Form der Versammlung zu finden. Es ist denkbar, daß der Chorbereich so ausgezont wird, daß ein Geschosßsprung zwischen dem Schiff und dem Chor entsteht und so eine Gliederung und Aufteilung des Raumes zustande kommt!

Dazu Dekan HELMUT HÄUSSERMANN:

Wir haben einen ungefähren Plan gemacht, nach dem wir versuchen wollen, der Kirche ihre ursprüngliche gotische Struktur durchaus zu belassen, aber die Bestuhlung so anzuordnen, daß auch kleinere Versammlungen sich nicht verloren vorkommen,

sondern einen echten Mittelpunkt haben. Dabei werden wir voraussichtlich mit verschiedenen Ebenen arbeiten, damit auch die Kommunikation verschiedener Gruppen innerhalb der Kirche vor sich gehen kann. Selbstverständlich werden kulturelle Veranstaltungen, vor allem Konzerte, dann weitaus besser durchgeführt werden können!

An Vorstellungen und Gedanken über die künftige möglichst vielseitige Verwendung einer gesicherten und erneuerten Herrenberger Stiftskirche fehlt es nicht – es fehlt zunächst und vor allem am Geld, mit dem man sie überhaupt erst retten könnte. Architekt MARTIN STOCKBURGER addiert die ungefähr benötigten Summen:

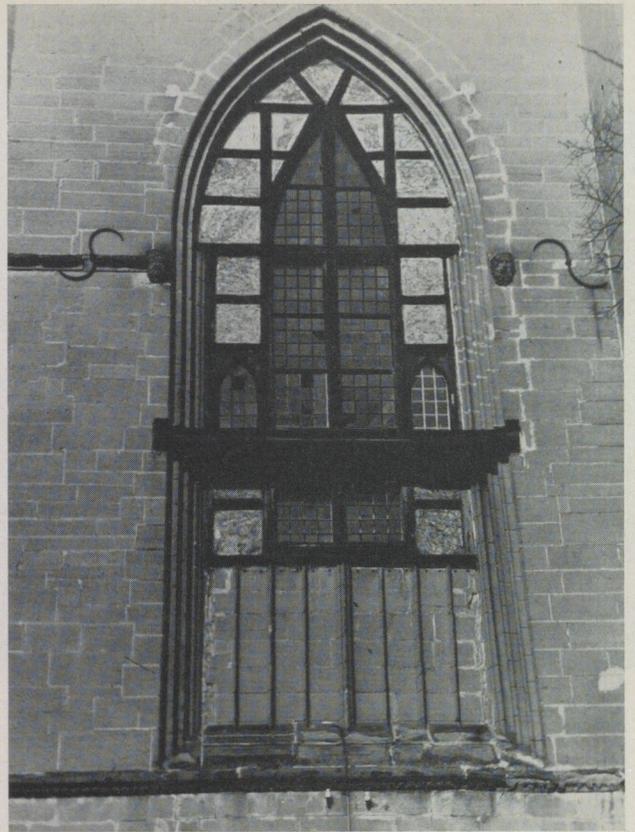
Bei den Sanierungsmaßnahmen ist ein wesentlicher Kostenpunkt die Verdichtung des Untergrundes durch Einpressen von Beton. Dann kommen dazu die Stabilisierung des Kirchenschiffes, also baukonstruktive Maßnahmen, die auch für den Turm durchzuführen sind, und dann noch Instandsetzungsarbeiten aller Art am Mauerwerk und die Erneuerung von Stützmauern in der Umgebung. Diese Maßnahmen zusammen erfordern rund 3,2 Millionen Mark. Die Kosten für die Neugestaltung des Inneren werden sich schätzungsweise auf 1,8 Millionen DM belaufen. Zu diesen Kosten kommen dann noch die Beiträge zur Gestaltung der Umgebung sowie Nebenkosten, Einrichtungskosten und dergleichen, so daß sich am Ende ein Gesamtbetrag von rund 7,6 Millionen DM ergeben wird.

Dabei ist gleich anzumerken: Ein Abbruch zur Abwendung von Gefahr für die unterhalb der Kirche gelegenen Gebäude wäre die einzige Alternative zur Wiederherstellung; und ein solcher Abbruch würde etwa soviel kosten wie die Absicherung!

Wer also soll die – wenn auch verteilt auf mehrere Haushaltsjahre – benötigten 7½ bis 8 Millionen Deutsche Mark aufbringen? Diese Frage wurde mit Bürgermeister HEINZ SCHROTH, Dekan HELMUT HÄUSSERMANN und Vertretern der politischen wie der kirchlichen Gemeinde diskutiert; hier eine Auswahl aus den dabei geäußerten Meinungen:

Die Gemeinden sind von ihrer Finanzausstattung her zur Zeit in einer nicht beneidenswerten Lage. Welche finanzielle Beteiligung der Stadt möglich sein wird, das wird sich im Verlauf der Verhandlungen ergeben. Grundsätzlich glaube ich, daß der Gemeinderat und die Bürgerschaft sich zu dieser Frage noch äußern müssen. Ich halte es für notwendig, daß hier die Bürgerschaft echt engagiert wird, d. h. unmittelbar, und nicht nur mittelbar über die Stadtkasse, um es konkret zu sagen.

Wir müssen natürlich vom Gemeinderat her sehen, daß unsere Stadt sehr große andere Aufgaben hat,



die ebenfalls der Bevölkerung zugute kommen. Die Ansprüche, die die Bevölkerung an die Gemeinde heute stellt, sind nicht mehr sehr bescheiden...

Ich würde in diesem Zusammenhang anregen, daß man im Gäu eine Stiftung zur Erhaltung der Stiftskirche gründet, die die ganze Bevölkerung angeht, an der sich aber auch Kirche und Staat beteiligen müssen. Übrigens: Die anstehenden Kosten, soweit die Zahlen bis heute in etwa überschlägig bekannt sind, stellen den Gegenwert eines Starfighters dar. Der Kirchengemeinde geht es genauso wie der bürgerlichen Gemeinde: Auch wir sind vor erhöhte Ansprüche der Kirchengemeindeglieder gestellt, auch wir haben steigende Ausgaben, insbesondere an Personalkosten. Der Möglichkeit, Einsparungen vorzunehmen, sind enge Grenzen gesetzt. Trotzdem werden wir – da dürfen Sie überzeugt sein – alles tun, was irgend möglich ist. Es werden sicher Opfer von uns verlangt werden. Im Verhältnis, glaube ich, höhere Opfer als von der bürgerlichen Gemeinde, da wir nicht so finanzkräftig sind...

Ich persönlich bin der Auffassung, die Zeiten, die solche Bauwerke hervorgebracht haben, haben große Opfer gebracht. Ohne Opfer kann nichts zustande gebracht werden, früher und heute. Und wenn wirklich dieses Bauwerk gerettet werden soll, dann geht es auch jetzt nicht anders, als daß der einzelne Bürger wirkliche Opfer bringt. Daran, dadurch und

damit kann er beweisen, wieviel ihm dieses Bauwerk wert ist ...

Opfer werden von denen erwartet, die unmittelbar Anteil nehmen an dieser Herrenberger Stiftskirche, von den Bürgern der Stadt und den Gemeinden ringsum: es ist ja so oder so ihre Herrenberger Kirche, die sie nicht missen mögen. Aber darüber hinaus erwartet man handfeste Hilfe vom Land, das zu solcher Hilfe durchaus verpflichtet ist.

PETER ANSTETT vom Tübinger Denkmalamt zur Rechtslage:

Die Verpflichtung der Öffentlichkeit ist in Artikel 86 der Verfassung des Landes Baden-Württemberg ausdrücklich erwähnt, dort heißt es: Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen öffentlichen Schutz und die Pflege des Staates und der Gemeinden. Im neuen Denkmalschutzgesetz des Landes Baden-Württemberg vom 25. Mai 1971 ist in § 6 die Erhaltungspflicht festgelegt. Sie liegt zunächst beim Eigentümer und Besitzer: Die Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmälern haben diese im Rahmen des Zumutbaren zu erhalten und pfleglich zu behandeln. Das Land trägt hierzu durch Zuschüsse nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel bei. Also: die Erhaltung eines Baudenkmals ist eine vom Gesetz postulierte Pflicht, und diese Pflicht ergibt sich aus der Sozialgebundenheit des Eigentums. Ein Rechtsanspruch besteht nicht, einen Staatszuschuß zu bekommen. Aber es ist eine moralische Verpflichtung, für dieses Baudenkmal alles zu tun, auch aus Mitteln der öffentlichen Hand, daß es erhalten bleiben kann. Die Mittel, die die Denkmalpflege des Landes

zur Verfügung hat, sind natürlich begrenzt. Sie sind belastet durch zahlreiche Instandsetzungen und Renovierungen im ganzen Land. Aber für exemplarische Bauten von der Art der Herrenberger Stiftskirche sollten außer den normalen Mitteln, die der Staatshaushaltsplan ausweist, zusätzliche Mittel zur Verfügung stehen.

Herrenbergs Bürgermeister HEINZ SCHROTH: *Hier gibt es eine ganze Reihe von Vorgängen, ich erinnere an Neresheim, an Ellwangen, an Steinhäusen. Auch hier in Herrenberg ist es, glaube ich, mit Rücksicht auf den Umfang der Bauarbeiten und die Höhe der Baukosten notwendig, daß sich das Land, vertreten durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege, der Landkreis, die Stadt und selbstverständlich die Landeskirche und der Dekanatsbezirk und die Kirchengemeinde an einen Tisch setzen und die Frage geprüft wird, wie eine Gesamtfinanzierung erreicht werden kann. Es ist insgesamt die Frage, ob die Gesellschaft in unserer Zeit noch den Willen hat und bereit ist, für die Erhaltung solcher baugeschichtlich wichtiger Denkmale Mittel bereitzustellen.* Es scheint, daß diese Gespräche in Sachen Herrenberg in allernächster Zeit in Gang kommen. (Ein erstes Gespräch zwischen Vertretern aller zu beteiligenden Stellen hat am 15. Dezember 1971 stattgefunden. Die Vertreter des Landes konnten noch keine finanziellen Zusagen geben.)

Dabei ist zu bedenken: Wenn bestimmte Kirchen oder Baudenkmäler nach übereinstimmender Meinung der meisten zu erhalten sind, dann kann die ganze Last der Erhaltungspflicht nicht den einzelnen zufälligen Besitzer treffen. Und ihn darf auch nicht der Vorwurf treffen, wenn er sich dieser Verpflichtung entzieht. So etwa, weil man es in einer Gemeinde für notwendiger hält, Schulen oder Kindergärten oder Kläranlagen zu bauen – oder auch (für fast das Dreifache des in Herrenberg nötigen Aufwands) ein Fußballstadion zu erweitern. All diese Aufwendungen sind leichter zu begründen und durchzusetzen als die Erhaltung einer bestimmten städtebaulichen Situation oder einer zu groß gewordenen Kirche.

Aber: es kann sein – und im Fall Herrenberg scheint es eindeutig so zu sein –, daß es um Erhaltung oder Verlust der Identität einer Stadt und einer Landschaft geht. Erkennbarkeit und Bestimmbarkeit von Orten und Landschaften machen einen wichtigen Teil dessen aus, was Heimat ist. Das aber ist eine Frage des öffentlichen Interesses. Das Land wird auch diese öffentlichen Aufgaben zum Gegenstand langfristiger Planungen machen müssen, wenn es die Verfassung ernst nimmt. Es wird die Kirchen dabei verpflichten müssen, eine Art von Lastenaus-



gleich zwischen den Gemeinden und möglicherweise auch zwischen den Konfessionen herbeizuführen: Man darf die Erhaltung einer Kirche nicht davon abhängen lassen, ob sie einen reichen oder einen armen Heiligen hat, aber auch nicht vom konfessionellen Proporz – etwa katholisch Neresheim und Steinhausen gegen evangelisch Reutlingen und Herrenberg . . .

Doch man täusche sich nicht: mit der Finanzierung von Sicherung und Erneuerung der Stiftskirche Herrenberg ist nur ein Teil des Problems gelöst. Die Kirche braucht in Zukunft eine Funktion als Gebäude, sie braucht – darüber sind auch Architekt und Denkmalpfleger sich einig – die Entsprechung in der städtebaulichen Umgebung.

Architekt MARTIN STOCKBURGER: *Ein wesentlicher Beitrag zur Aktivierung der Kirche für das Gemeindeleben und auch für eine regionale Bedeutung kann dadurch geschaffen werden, daß die Kirche für heutige Verhältnisse angemessene Zugänge erhält. Das sind Zugänge aus der Stadt. Eine Möglichkeit wäre, eine direkte Verbindung zu schaffen zwischen Marktplatz und Kirchvorplatz. Hierbei müßte eine städtebauliche Neugestaltung dieses Bereichs die Voraussetzungen bieten. Diese konsequente Verbindung zwischen Stadtkern und Kirche war in der historischen Zeit voll gegeben und sollte auch wieder in moderner Form entstehen.*

PETER ANSTETT: *Die Kirche steht in einem städtebaulichen Zusammenhang, der einzigartig und einmalig ist. Und von der Kirche her werden nun alle Sanierungsüberlegungen ausgehen müssen, die die Stadt betreffen. Die Stadt muß sich nach der Kirche ausrichten; es wäre undenkbar, die Kirche in dieser einzigartigen topografischen Lage zum Beispiel mit Hochhäusern einzubauen. Die besondere Situation wird bei allen Sanierungsüberlegungen zu beachten sein, denn der Zusammenhang, in dem die Kirche in der Stadt steht, ist wichtig. Das ist gerade für die Denkmalpflege wichtig, daß Gesamtzusammenhänge erhalten bleiben, daß die Baudenkmäler nicht wie einzelne erhalten gebliebene Zähne eines nicht mehr funktionierenden Gebisses in einem völlig fremden Zusammenhang stehen. Das neue Denkmalschutzgesetz gibt nun neue Möglichkeiten, Straßen-, Orts- oder Platzbilder – also Gesamtanlagen – unter Denkmalschutz zu stellen. Eine solche Unterschutzstellung wäre für die Herrenberger Altstadt ohne Zweifel erstrebenswert. Aber der Gesetzgeber hat bestimmt, daß solche Unterschutzstellungen von Gesamtanlagen eines Ensembles, wie es die Stiftskirche und die Herrenberger Altstadt darstellen, nur im Einvernehmen mit der Gemeinde zu bewerkstelligen sind.*



Herrenberg ist auch in diesem Zusammenhang nur ein Beispiel von vielen: wenn Denkmäler und Zeugnisse der Geschichte sinnvoll und sinnfällig für alle erhalten werden sollen (und nicht nur für einen kleinen Kreis von Kennern und Liebhabern), dann muß das zu Erhaltende mehr Funktion haben als nur die eines Denkmals: als Bauwerk selbst – und im städtebaulichen Verbund.

Für die Bürger von Herrenberg bietet der katastrophale Zustand der Stiftskirche möglicherweise eine besonders günstige Gelegenheit, sich ihrer Stadt und ihrer Bürgerrechte zu vergewissern: sie haben Anlaß, über Geschichte, Gegenwart und künftiges Schicksal ihrer Gemeinde nachzudenken und zu diskutieren. Der Zusammenhang von Kirche, Stadtkern und Umland ist nicht nur optisch wahrnehmbar und wirksam, er kann auch die künftige Art und Entwicklung dieses Gemeinwesens mitbestimmen.

Die Fotos fertigte FRIEDRICH LÜCKGENS.

Dokumentation nach einer Sendung des Südwestfunks, Landesstudio Tübingen. – Spenden bitten wir auf die folgenden Konten mit dem Kennwort «Stiftskirche» zu überweisen: Kreissparkasse Herrenberg – Konto-Nr. 100 009 999, Volksbank Herrenberg – Konto-Nr. 3 333, Württ. Landessparkasse Herrenberg – Konto-Nr. 45 500. Barspenden nehmen die Kirchenpflege und die Pfarrämter entgegen. Die Spenden sind steuerabzugsfähig. Spendenbescheinigungen werden von der Ev. Kirchenpflege, Herrenberg, zugesandt.

Neue Ortsnamen: Blaustein, Leingarten, Burgbronn ...

Helmut Dölker

Namen für Ortschaften und Wohnplätze gibt es schon lange und wird es weiterhin geben. Man braucht sie, wenn man sich in einem Land zurechtfinden will, wie man einen oder mehrere Namen für einen Menschen haben muß, wenn er möglichst eindeutig bezeichnet sein soll.

Im Augenblick werden wir nun Zeugen einer starken Bewegung unserer Ortsnamen und zwar amtlichen Ursprungs, also ganz anderer Art, als sie in der Übernamengebung wirkt. Die Sache erscheint manchem noch zu neu, als daß er sie schon seinem Bewußtsein einverleiben könnte und möchte; vielleicht hält er sie gar für bloß vorübergehend oder ist er mit seinem Gefühl noch so sehr gegen das Neue eingenommen, daß er es einfach als nicht vorhanden ansieht. Doch wird diese Bewegung Tatsachen schaffen, die vermutlich viele Jahrhunderte – sofern es von solchen Zeiträumen zu reden noch angebracht ist – überdauern, vielleicht, wie unlängst einmal gesagt wurde, als das einzige die Zeiten überdauernde Zeugnis der Verwaltungs- und Gemeindereform, die heute über das Land geht und das Netz der Gemeinden und ihrer Verwaltungen strichweise von Grund auf ändert. Wenn etwa gemeldet wird, daß seit 1970 in Südbaden die Zahl der Gemeinden sich dadurch um 177 verringert hat, daß sich insgesamt 276 Gemeinden zusammengeschlossen haben, so heißt das, daß schätzungsweise rund 150 Ortsnamen verschwunden oder bestenfalls teilweise aus ihrer Selbständigkeit in ein Bindestrichdasein übergetreten sind. Auf der andern Seite aber ist bei demselben Vorgang eine ebenfalls große Zahl von Namen neu geschaffen worden.

Künftige Geschlechter werden, wenn sie von der Siedlungsgeschichte und von Ortsnamen in Südwestdeutschland reden, ungefähr so sagen müssen: bis hoch ins 2. Drittel des 20. Jahrhunderts gab es hier eine geschlossene Ortsnamenlandschaft. Darin stammt die Masse der Namen aus der Zeit von der alamannischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter; die späteren Jahrhunderte sind nur mit ganz wenigen Beispielen vertreten, da die Möglichkeiten für bäuerliche Niederlassungen im Land – nur um solche handelte es sich ursprünglich – am Ausgang des Mittelalters längst erschöpft waren. Daß sich hierzulande aus der Art der Ortsnamen Schlüsse auf ihr Alter und in gewissem Sinne auch auf das der zugehörigen Orte ziehen lassen, kann als bekannt angenommen werden. Erst in unseren Tagen setzt nun wieder eine starke Bewegung ein: das

letzte Drittel des 20. Jahrhunderts scheint das Bild um eine weitere Farbe, um eine neue Schicht zu bereichern.

Es wäre sicherlich falsch, wollte man diese Bewegung auf dem Feld der Ortsnamen etwa als einen Schaden und Nachteil für die Heimat ansehen und sie nach Möglichkeit unterbinden. Unser gesamtes Siedlungswesen und sein System sind in großer Umformung begriffen. Würden davon nicht auch die Namen der Siedlungen berührt, so wäre das unnatürlich und ergäbe ein großes Schwindelbild mit trügerischen Kulissen. Im übrigen wäre es auch falsch zu glauben, ein -ingen-Ort des späten Mittelalters oder der Neuzeit lasse sich in seinem Äußeren noch mit einem solchen der Gründungszeit vergleichen. Ebenso falsch wäre es aber auch zu glauben, die Ortsnamen hätten sich über die Jahrhunderte nie geändert; die unterschiedlichen Namensformen der archivalischen Überlieferung sprechen deutlich dagegen.

Soll man mit den neuen Ortsnamen alles laufen lassen, wie es will? Wer eine Antwort sucht, muß zuerst einmal wissen, *wie* alles läuft. Zur Darstellung kann man nur von heute ausgehen, da über die Entstehung oder die Schöpfung der Ortsnamen in früheren Zeiten gar nichts bekannt ist.

Der Name eines Orts ist Sache seiner Bewohner – so will es auch die Gemeindeordnung. Doch da diese nicht selten überfordert sind, wenn sie für einen neuen Wohnplatz auch einen neuen Namen erfinden bzw. finden sollen, und da die Namen aller Siedlungen in sehr weitreichende Beziehungen und Gegenbeziehungen des öffentlichen Lebens verstrickt sind, da zu viele Menschen damit umzugehen haben, darf die Namenfindung nicht ausschließlich dem örtlichen Geschmack und den nur örtlichen Einsichten überlassen bleiben. Die Ortsnamen eines Landes oder wenigstens eines größeren Landesteils sollten von einem überörtlichen Blickpunkt aus gesehen werden. Das heißt nicht, daß sie in bestimmte Pläne eingespannt, in die theoretische Schnürbrust eines Systems gezwängt werden. Aber das heißt, daß manchen merkwürdigen Neigungen örtlicher Namensschöpfer/Namenerfinder kein Gehör geschenkt werden kann. Die Praxis zeigt, daß man auf der Suche nach einem Namen oft einem mehr oder weniger geistreichen Witz, dem Gefühl seiner Zuneigung oder seiner Abneigung, seiner ungezügelt Phantasie, geradezu seiner Phantastik mit dem Vorschlag für eine solchen einen Auslauf schaf-

fen will, oder aber, daß man sich mit Namen begnügen würde, die jeder Eigenständigkeit und Besonderheit entbehren und an Blässe unübertrefflich sind. Namen dieser Prägung (z. B. Schönblick, Neustadt, Wiesental) haben vor allem gegen sich, daß sie am Ende so ungemein häufig gewählt würden, daß es über ganze Länder hin kein Entrinnen mehr gäbe.

Aus diesen Gründen ist amtlich vorgesehen, daß die Gemeinden ihre Vorschläge sachverständigen Beratern vorlegen. Das Verfahren hat sich von der württembergischen Staatsverwaltung her seit Jahren gut eingespielt und ist deshalb für das Land Baden-Württemberg übernommen worden.

Im einzelnen läuft es so ab: Der Vorschlag für einen neuen Namen kommt aus dem Schoß der Gemeinde über das Bürgermeisteramt. Er muß laut der Gemeindeordnung die Zustimmung der zuständigen Oberpostdirektion und, falls der Ort an einer Eisenbahnstrecke liegt, des Bundesbahnbetriebsamtes finden. Dann wird er dem Landesvermessungsamt vorgelegt. Dieses ist schriftführend für eine Gruppe von vier Staatsbehörden bzw. -stellen, die alle dazu Stellung nehmen müssen. Es sind dies:

1. das Landesvermessungsamt, das von den Belangen der Vermessung, der Topographie und der Kartographie aus spricht;
2. das Hauptstaatsarchiv, das von den Gesichtspunkten der archivalischen Überlieferung und der Landesgeschichte ausgeht und dabei geschichtlich unhaltbare Vorschläge kritisiert bzw. im Falle von zweifelhaften Vorschlägen auf Grund von historischen Tatsachen, die sich aus den örtlichen Archivalien ergeben, Ergänzungs- oder Gegenvorschläge macht;
3. die zuständige Landesstelle für Volkskunde, die sich der sprachlichen Form annimmt und den Namen von den Gesichtspunkten des volkstümlichen Lebens, Denkens und Fühlens aus betrachtet; und
4. das Statistische Landesamt, das den Vorschlag im Blick auf die Brauchbarkeit für die Statistik und auf etwaige Häufigkeit seines Vorkommens auf deutschem Boden überprüft.

Wesentlich ist, daß die vier Gutachter in möglichst enger Fühlung miteinander stehen und ihre Meinung im mündlichen oder fernmündlichen Verkehr gegenseitig besprechen. Sofern ein Vorschlag zu beanstanden ist, einigt man sich dabei auf einen Gegenvorschlag und seine Begründung gegenüber dem Bürgermeisteramt oder auch darauf, daß eine der Stellen den Bürgermeister und vielleicht wenige Vertreter des Gemeinderats zu einer Besprechung bittet, um sie für eine Änderung ihres Vorschlags

zu gewinnen. Die Antwort, ob zustimmend oder abratend und dann zumeist mit Gegenvorschlag versehen, gegebenenfalls mit dem in der Verhandlung erreichten Einverständnis des Bürgermeisters, geht vom Landesvermessungsamt zurück an das Bürgermeisteramt, und nun hat der Gemeinderat die letzte Entscheidung. Diese ist dann vom Innenministerium zu genehmigen.

Diese Art der Behandlung von Anträgen auf Ortsnamenänderung oder -neuschöpfung hat sich bewährt. In der Mehrzahl der Fälle zeigen sich die Gemeinden, falls ihr eigener Vorschlag für wenig oder gar nicht geeignet befunden wird, gutem Zureden und hieb- und stichfest begründeter Einsprache, nach Möglichkeit zusammen mit vernünftigen, auch der Gemeinde sinnvoll erscheinenden Gegenvorschlägen, durchaus zugänglich. Mit den erfreulich wenigen Fällen eigensinnigen Beharrens muß man sich abfinden. In einem solchen Fall hat dann die Allgemeinheit auch einen vielleicht sehr verpfuschten Namen als «Schönheitsfehler» im Ortsnamenbestand eben hinzunehmen und zu tragen – vielleicht durch Jahrhunderte.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die vorschlagende Gemeinde bei ihrer Namenwahl nach Willkür und frei nach eigenem Geschmack und Gutdünken verfahren kann und tatsächlich in den meisten Fällen auch verfährt, während die Begutachter an bestimmte Grundsätze gebunden scheinen. Auch über diese ist hier zu sprechen.

Die amtlichen Stellen sehen den Sinn ihres Tuns darin, daß sie von ihren heutigen wissenschaftlichen Einsichten aus dazu beitragen wollen, die Gesamtheit der Ortsnamen im Lande auch für die Zukunft sprachlich möglichst einwandfrei und sachlich-inhaltlich einigermaßen sinnvoll zu halten; sie sollen für jedermann unanstößig und im Verkehr zur möglichst eindeutigen Kennzeichnung der Orte brauchbar sein – jetzt und, soweit sich das vorhersehen läßt, auch künftighin. Die Gutachter wissen, daß Ortsnamen, wenn sie ihrem Zweck dienen sollen, von Dauer sein müssen und nicht stetem Wechsel unterworfen sein dürfen. Sie sind sich aber auch darüber klar, daß Ortsnamen wie alle sprachlichen Zeugnisse die Zeit ihrer Entstehung ganz oder stückweise spiegeln, daß das Leben eines Zeitabschnitts seinen Stempel auch in Ortsnamen hinterläßt. Von da aus gesehen nehmen sie die Eigenheiten heutiger Ortsnamenbildung durchaus als die gegebene und berechnete Entwicklung des Bildes der Ortsnamen im Lande an.

Im einzelnen sorgen sie dafür, daß die Regeln der deutschen Rechtschreibung beachtet werden und die Ortsnamen den deutschen Sprachgepflogenheiten

entsprechen. Da Ortsnamen in ihrer amtlichen Form einwandfrei sein sollten, werden sprachwidrige Verkürzungen abgelehnt: Heidenheim/Brenz, Kirchheim/Teck o. ä. läßt sich zum Gebrauch auf Bahnhofstafeln und Fahrplänen vertreten; sonst aber kann der Name nicht anders lauten als «Heidenheim an der Brenz», «Kirchheim unter Teck» (abgekürzt: «Heidenheim a. d. Br.», «Kirchheim u. T.»). Daß die laut- bzw. buchstabenauswählende Abkürzungssprache («AKÜ-Sprache») im Bild der Ortsnamen keinen Platz haben kann, leuchtet wohl jedem ein. Was mundartliche Eigenheiten betrifft, so wird es hauptsächlich darum gehen, Gepflogenheiten aus fremden Mundartgebieten zu vermeiden (ein «Lautermünde» z. B. kann es im schwäbisch-alemannischen und im fränkischen Sprachraum nicht geben, so wenig wie etwa Ortsnamen mit der Endung -büttel oder -ungen hier zu finden sind).

Beachtet sollte werden, daß die sprachlichen Kennzeichen früherer Namensschichten jetzt keine sachliche Berechtigung mehr haben (die Zeit der Namen auf -hofen, -weiler, -hausen u. ä. ist vorbei); ihr Auftreten in Ortsnamen von heute würde die geschichtliche Durchsichtigkeit der Ortsnamenlandschaft stören.

Daß die neuen Ortsnamen weniger persönliche Kraft, weniger «Körper» haben als die alten und zu allgemeiner Blässe neigen, ist unverkennbar; Allerweltsnamen empfehlen sich schon ihrer drohenden Häufigkeit wegen nicht (vgl. oben Schönblick usw.). Unbedingt abzulehnen ist es, daß ein Ortsname versteckte oder offene Werbung für ein Unternehmen oder für eine Gemeinde darstellt. Entgegen diesem Grundsatz wurde heuer leider die Umbenennung von Neustadt (Kreis Hochschwarzwald) in Titisee-Neustadt anerkannt! Wie unsicher würde der Namenbestand, wenn er sich stetig dem Auf und Ab von privaten Unternehmen oder der wechselnden Beliebtheit von Badeplätzen und Kurorten anpassen müßte!

Nun vom äußeren Bild des neuen Namens und von den allgemeinen Gedanken zur Frage des Inhalts und des sprachlichen Ausdrucks! Damit geht der Blick von den Gutachterstellen wieder mehr zu den namensschaffenden Gemeinden.

Am einfachsten ist die Lage, wenn sich zwei Gemeinden vereinigen, die denselben Namen tragen und bisher nur durch Zusatzwörter wie Ober-, Unter-, Mittel-, Groß-, Klein- unterschieden wurden; sie lassen den Zusatz weg und tragen künftig den Hauptnamen gemeinsam (z. B. Sulmetingen, Aspach).

Handelt es sich um die Zusammenlegung von Orten mit bisher verschiedenen Namen, so beginnt die

Not, einen neuen, allen Beteiligten gefälligen Namen zu suchen. Daß dabei einer der alten Orte seinen Namen behalten und ihn auch auf die neuen Gemeindeteile ausdehnen könnte, wird zwar bisweilen vorgeschlagen, dringt aber am Ende kaum jemals durch, weil dadurch der Schein der Gleichberechtigung der Glieder nicht mehr gewahrt wäre. Wo man auf eine Gemeinsamkeit der Geschichte oder auch der Natur ausweichen kann, wird ein solcher Weg gerne beschritten, und im allgemeinen sind dagegen keine Einwendungen zu machen. Unter dem Namen eines die drei Gemeinden Heiningen, Maubach, Waldrems bei Backnang berührenden Bachs haben sich diese vereinigt zu Reisbach. Geschichte und Natur tragen bei zu dem Namen Blaustein für Ehrenstein und Klingenstein im Blautal (die Herren Stein von Klingenstein spielten in beiden Orte herein).

Viel schwieriger ist die Lage, wenn sich beim besten Willen keine Gemeinsamkeiten natürlicher oder geschichtlicher Art zwischen den Partnern finden (oder wenn die Bewohner des einen oder aller solche nicht angesprochen haben wollen!). In derartigen Fällen scheint man zuerst an eine Zusammenbildung von Einzelteilen der bisherigen Ortsnamen zu denken, also etwa Tainö, Tailbronningen, Tailnebronn für die Zusammenlegung von Tailfingen, Nebringen und Öschelbronn (Kreis Böblingen) oder Großschlucht, Großschluchtach, Gartaschlucht für die Zusammenlegung von Großgartach und Schluchtern (Kreis Heilbronn).

Die genannten Neubildungen sind für die endgültigen Ortsnamen natürlich nicht brauchbar; dagegen kann Graberlach aus Grab und Großerlach (Kreis Backnang) oder auch Burgstetten aus Burgstall und Erbstetten (ebenso) wohl angenommen werden.

Vorschläge für Neubildungen ohne Berücksichtigung der bisherigen Namen fanden sich auch in den Vorschlägen für die gerade genannten Orte Tailfingen, Nebringen und Öschelbronn und ebenso für Großgartach-Schluchtern. Im einen Fall kam außer Jungdorf, Korndorf, Tridorf, Gäuland, Gäulanden, Gäudorf, Gäuheim, Gäustetten auch Gäufelden vor, und dieses wurde am Ende der neue Ortsname; im andern Fall waren auch Namensbildungen mit Hilfe des Fließleins Lein, an dem die Orte liegen, vorgeschlagen; Leingarten heißt der Ort nun.

Die sechs Gemeinden Altingen, Breitenholz, Entringen, Pfäffingen, Poltringen und Reusten (Kreis Tübingen) nennen sich Ammerbuch, da sie teils im Ammertal, teils am Schönbuchrand liegen («buch» ist nicht ausschließlich als Teil des Namens Schönbuch aufzufassen; das Wort kam in der Bedeutung Buchenwald auch selbständig vor und kann somit

ohne Bedenken mit dem Flußnamen Ammer verbunden werden). Einen frischen Namen ohne Beziehungen zu anderen Gegebenheiten haben Nellingshausen, Remmingsheim und Wolfenhausen, die sog. Stäblesgemeinden im Kreis Tübingen, gewählt: Neustetten (Gefahr der Verwechslung mit «echten»-stetten-Ortschaften!). Auch Lichtenwald kann in diesem Zusammenhang angeführt werden. Die neue Gemeinde besteht aus Hegenlohe und Thomashardt (Kreis Esslingen) und nimmt mit dem Namen die Bedeutung von -hardt, d. i. großer Wald, und -lohe, d. i. kleiner, lichter Wald am Rand größerer Waldungen, auf.

Was hier beigebracht ist, hat den Inhalt mancher Verhandlungsstunde gebildet. In allen Fällen haben die beratenden Stellen mitgearbeitet. Das war für diese vor einigen Jahren noch verhältnismäßig einfach, da die Anträge nur langsam eingingen. Jetzt aber werden sie überhäuft davon, und die Antragsteller drängen. Trotzdem tun sie ihr Möglichstes; nur müssen sie nicht selten auf die ordnungsgemäße schriftliche Behandlung verzichten und sich mit Aktenvermerken über ihre telefonischen Besprechungen begnügen.

Wichtig ist bei den neuen Gemeinden mit ihren neuen Namen, daß die bisherigen Namen, da sie doch geschichtlichen Wert haben, wenigstens im internen Verkehr erhalten bleiben, z. B. Lichtenwald Ortsteil Hegenlohe. Dies gilt auch für alle Fälle von Eingemeindungen, bei denen der alte Name mit Bindestrich dem der Großgemeinde zugefügt wird (z. B. Tübingen-Hirschau).

Es mag nun die Frage erhoben werden, warum bei der Zusammenlegung von bloß zwei Gemeinden nicht einfach beide Namen mit Bindestrich aneinandergefügt werden. Der Blick auf die Länge des Doppelnamens und seine Unhandlichkeit im Gebrauch gibt die Antwort. Außerdem gibt es eine Stellungnahme des Bundesministeriums für das Post- und Fernmeldewesen (Staatsanzeiger für Baden-Württemberg vom 7. Oktober 1970), die besagt, daß in Zukunft nur automationsgerechte (nicht mehr als 16 Schreibstellen) Ortsnamen verwendbar sind und somit Ortschaftsbenennungen mit Bindestrichzusatz nicht in Frage kommen können (vgl. bei Großgemeinden den Ersatz des Namens eines Gemeindeteils durch eine Ziffer). Somit werden auch die Bindestrichzusätze im Falle von Eingemeindungen auf die Dauer nur im innerörtlichen Gebrauch weiterleben. Das sollten sie auf alle Fälle.

Zum Schluß die Frage: wie wird sich die Karte zu der neuen Lage angesichts der Gemeinde- und Verwaltungsreform verhalten? Welche Namen muß sie aufnehmen, welche weglassen?

Eine zuverlässige Karte wird natürlich nur die amtlich genehmigte Form der Ortsnamen benützen. Über die Auswahl aus der großen Zahl der Namen der nicht mehr oder nicht mehr selbständig bestehenden Gemeinden entscheidet allein der Zweck der Karte. Eine Verwaltungskarte wird sich mit den Namen der Gemeinden begnügen. Eine Verkehrskarte wird auch die Namen von Gemeinde- oder Orts- bzw. Stadtteilen aufnehmen, soweit die für sie beachtenswerten Verkehrswege durchführen; auf andere kann sie verzichten; auf alle Fälle müssen die Ortsnamen auf der Karte mit den übereinstimmen, die auf den Straßenschildern auftreten. Eine entsprechende Auswahl aus der Fülle der alten und neuen Namen und Teilnamen werden alle Spezialkarten (naturgeschichtliche, geologische, historische, statistische, kunstgeschichtliche Karten und solche zur Bevölkerungs-, Berufs-, Industriestruktur usw.) treffen, je nach ihrem Bedürfnis.

Daß an dem großen Prozeß der Namensschöpfung keineswegs bloß Schreibtischstellen beteiligt sind, dürfte zur Genüge klar geworden sein. Es wird auch das Mißverständnis nicht aufkommen, als ob das Wesentliche erst bei den Gutachtern geschehe. Diese brauchen Vorschläge, möglichst nicht bloß einen, mit und an denen sie arbeiten können. Es hat sich gezeigt, daß es empfehlenswert ist, im Einzelfall auf dem Weg des Wettbewerbs, des Preisausschreibens die Meinung und die Vorschläge von den Bürgern der beteiligten Orte einzuholen. Im allgemeinen scheinen solche Wettbewerbe Anklang zu finden. Sie geben eine Fülle von Möglichkeiten und lassen einen guten Blick in die Vorstellungen der Einwohner tun. Daß eine sehr große Zahl der eingehenden Vorschläge von vornherein nicht in Frage kommen kann – dazu gehören auch zu gekünstelte Schöpfungen und alle, die auf dem Feld des Witzes oder dem der Verärgerung liegen –, ist klar. Sie überhaupt zu kennen, ist aber wichtig, und fast in jedem Fall, in dem eine solche Meinungsforschung von einem Bürgermeister bisher gemacht wurde, fanden sich einer oder mehrere sehr ernst zu nehmende Vorschläge oder wenigstens Gedanken, die zu Vorschlägen führen können. Die Möglichkeit, alle Einwohner zur Mitarbeit aufzurufen und ihnen diese Gelegenheit zu geben, dürfte in sich schon wertvoll sein; sie führt zum Nachdenken und zur Verbindung mit dem Neuen – soll man sagen, sie könnte den Grund zu einem neuen Heimatgefühl legen helfen?

Und wer sich in der Sache auskennt und mehr weiß über Namen und Namengebung, vielleicht auch bloß ein besseres Gefühl für solche Dinge hat, der möge doch an seinem Ort, wenn es zu einer Gemeinde-

reform im Sinne der Zusammenlegung kommt, sehr früh wachen Ohres und Auges sein und ungeeigneten Vorschlägen, die natürlich noch keine Vorschläge in der wirklichen Bedeutung sind, sondern vorläufig bloß «ins Unreine gesprochene» Benennungen, «Arbeitsnamen» gleich durch Gegenbenennungen oder durch Verulkung (Alltagsgespräch, Stammtisch, Leserbrief) das Lebenslicht ausblasen. Falls sich ungute Vorschläge – und sie können durchaus

unbewußt und ungewollt aus solchen «Arbeitsbenennungen» entstehen – einmal festgesetzt haben, ist es schwer, sie auszumerzen; dann «hängt die Gemeinde mit ihrem Herzen schon daran» und läßt sich ihr Kind nicht mehr nehmen, auch vom tüchtigsten amtlichen Berater nicht.

Es geht um das Bild unserer Ortsnamenlandschaft und um deutsches Namengut – vielleicht wieder auf Jahrhunderte hinaus.

Die Fugger

Im vorigen Jahr wurde in Basel mit großem Aufsehen das Stück «MARTIN LUTHER und THOMAS MÜNZER oder Die Einführung der Buchhaltung» von DIETER FORTE uraufgeführt. Einzige Person von Format unter den MÜNZERgegnern war darin weder LUTHER noch Kaiser MAXIMILIAN, sondern JAKOB FUGGER der Reiche in der Rolle des bösen, kalt-zynischen Kapitalisten – der berühmteste Sohn der Stadt Augsburg neben HANS HOLBEIN d. J. und BERT BRECHT wurde im Stil des letztgenannten als genialer Dämon und Repräsentant eines dem Autor verhaßten Systems vorgestellt.

Dieser Gedanke ist, wirtschaftstheoretisch gesehen, weder neu noch grundlos. Der Vater der lange Zeit einflußreichsten Unternehmertheorie, der österreichisch-amerikanische Nationalökonom JOSEF ALOIS SCHUMPETER, hat die Gestalt des Unternehmers als «dämonische Figur» eingeführt, weil er als rastloser Neuerer zwangsläufig unablässig ältere Formen zerstören muß. Ein Blick auf das großartige FUGGERporträt ALBRECHT DÜRERS in der Münchner Alten Pinakothek zeigt unter der Brokathaube unverkennbar den kalten Rechner mit schmalen, zusammengekniffenen Lippen, den Nur-Geschäftsmann, dem sich die patrizische Ehefrau entfremdete, den Mann, der die erste Forderung des deutschen Reichstages nach einem Gesetz gegen Monopolmißbrauch heraufbeschwor und der mit der kaufmännischen Handhabung des berüchtigten TETZELSchen Ablaßhandels unmittelbar LUTHERS Thesen mit auslöste. Die ungarische Sprache bewahrt in dem Wort *fukar* für berechnende Geschäftstüchtigkeit noch heute eine eher unfreundliche Erinnerung an sein Montanunternehmertum in der Slowakei. Es gibt also ein negatives personelles FUGGERbild.

Ihm steht ein großartiges positives gegenüber, nach vielen Vorarbeiten anderer endgültig ausgeführt von dem fränkischen Edelmann GÖTZ Frhr. von PÖLNITZ, der in seiner barocken Art in vielem ein

Wolfgang Zorn

Gegenstück seines Helden war und seiner Biographie zudem einen provozierenden Untertitel gab: Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance. In PÖLNITZ' Werk erscheint der große, weltweit planende Kupfergroßhändler und Geldmann, der Darlehensgeber von Kaisern und Königen und Finanzier der päpstlichen Münze und Schweizergarde, zugleich als Anhänger konservativer, spätmittelalterlicher Frömmigkeit; er erscheint als bedeutender Kunstmäzen und sozialer Stifter, als eine Gestalt, in der sich Modernes, ja Revolutionär-Modernes mit ausgesprochenen Zügen der Beharrung verbindet und die genau im umgekehrten Sinne revolutionär war wie der wirtschaftskonservative Reformator LUTHER. Ein prächtiger Band des Kunsthistorikers NORBERT LIEB über die FUGGER und die Kunst zwischen Spätgotik und Frührenaissance zeigte den italienskundigen Unternehmer klarer denn je als bahnbrechenden Auftraggeber auch der künstlerischen Stilneuerung, am klarsten durch die FUGGERkapelle im Chor der Augsburger St.-Anna-Kirche. Ein Mann mit zwei Gesichtern also, die selten die gleichen Bewunderer finden. Wohl immer, wenn der Name FUGGER fällt, wird der Streit um diesen König der Kaufleute von neuem entbrennen, der Kaiser KARL V., dem Herren des spanischen Weltreiches, in einem denkwürdigen Briefe offen vorhalten konnte, er hätte ohne seine Hilfe 1519 die römisch-deutsche Kaiserkrone nicht erlangen können.

JAKOB FUGGER und auch sein Neffe und Nachfolger in der Leitung der Augsburger Handelsgesellschaft ANTON FUGGER gehören der Weltgeschichte an. ANTON hat den großen Monopolstreit siegreich beendet, wobei der Augsburger Stadtsyndikus, der Humanist PEUTINGER, in einer bedeutenden Denkschrift die erste programmatische Rechtfertigung eines neuen ökonomischen Geistes, des ungebundenen frühkapitalistischen Gewinnstrebens lieferte. ANTON war es dann, dessen Geldhilfe Kaiser KARL V.

den Sieg im Schmalkaldischen Krieg über das protestantische Fürsten- und Städtebündnis und dem schon vertriebenen Augsburger Bischof die Rückkehr in seine Kathedralstadt ermöglichte. Wenn der Ruhm der MEDICI von Florenz denjenigen der FUGGER im ganzen noch überstrahlt, so gilt das nicht von der Wirtschaftsgeschichte. Ihre Abschüttelung des mittelalterlich-kirchenrechtlichen Verbots des Zinsnehmens im großen Kreditgeschäft, ihre dauernde Ansammlung von gewaltigem Geschäftskapital als Kredit- und Investitionsfonds waren für Deutschland neu – wegweisend überhaupt wurden die FUGGER bezüglich der neuartigen Organisationsformen der Unternehmung und bezüglich der Reichweite ihrer Einzelgeschäfte, unter denen auch die erste deutsche Teilnahme an einer portugiesischen Ostindien-Handelsfahrt 1505/06 war.

RICHARD EHRENBERG hat ein noch nicht veraltetes vergleichendes wirtschaftshistorisches Werk über das Zeitalter der FUGGER geschrieben und den Aufstieg der großen oberdeutschen Bankhäuser aus der Finanznot und der mangelnden Finanzordnung der damaligen Großstaaten erklärt. Er stellte in einem weiteren Buch die FUGGER, ROTHSCHILD und KRUPP für Deutschland auf eine Ebene. Alle drei Firmen waren Familienunternehmungen mit großen Gründergestalten; die FUGGERgesellschaft beruhte stets auf Einlagen der engeren Familie, wenn auch anfangs mit verzinlichen Groß-Fremdeinlagen außenstehender Barkapitalbesitzer. Der Gründer des Siemensunternehmens WERNER SIEMENS schrieb 1887 an seinen Bruder KARL: «So habe ich für die Gründung eines Weltgeschäftes à la FUGGER von Jugend an geschwärmt, welches nicht nur mir, sondern auch meinen Nachkommen Macht und Ansehen in der Welt gäbe...»

Damit aber kommen wir unserem heutigen Thema näher. Es soll nicht der Personengeschichte gelten, die womöglich die Gestalten ihrer Heldenverehrung nur heute aus dem Wirtschaftsleben statt früher aus dynastischer Politik und Kriegführung nimmt. Für die schwäbische Landesgeschichtsforschung ist außer den beiden herausragenden Trägern des Namens FUGGER stets auch die Gesamtgeschichte der Familie von Interesse gewesen. Zunächst kannte man ja von der politischen Landkarte des Alten Reiches, dem berühmten schwäbischen «Fleckerlteppich», die ziemlich zerstreuten Territorien des Hauses FUGGER als besondere Staatlichkeiten. Und den Augsburgern und den Ostschwaben zwischen Lech und Ulmer Winkel, zwischen Nordallgäu und Donau sind die FUGGERSchlösser und das gelegentliche Auftauchen von Angehörigen der fürstlichen und gräflichen Familie FUGGER bis heute ein geläufiger Zug der

Alltagsumwelt. In neuerer Zeit hat sich auch die moderne, von der Soziologie mit angeregte Sozialgeschichte dieser Familiengeschichte zugewandt. Sie wäre auch ohne die beiden Großen in der Zeit des «goldenen Augsburg» über die Heimatgeschichte hinaus interessant.

Der Anfang der FUGGERgeschichte wurde ähnlich wie derjenige der KRUPPgeschichte lange durch die Legende vom armen Stammvater verdunkelt. Der Barchent-, also Leinwand-Baumwolleweber HANS FUGGER, der 1367 aus dem Lechfelddorf Graben südlich von Augsburg in die Reichsstadt zuwanderte, kam zwar aus einer landwirtschaftlich armen Gegend, doch muß er selbst nicht unermögelt gewesen sein. Er heiratete nach der Augsburger Zunftrevolution vom folgenden Jahr alsbald eine Zunftmeistertochter. Mit der ganzen freien Bürgergenossenschaft und schneller als sie, aber schrittweise stieg auch die Familie auf.

1463 traten die FUGGER von der Weber- in die Kaufleutezunft über. Sie spalteten sich in die Linien FUGGER vom REH und die in Schwaben bleibenden FUGGER von der LILIE: Die gespaltene blau-goldene Lilie blieb für alle Zeit deren Wappenzeichen, zunächst neben dem Handelszeichen, dem Dreizack Neptuns mit einem Ring daneben. JAKOB der Reiche und seine zwei mit ihm die Familien-Handelsgesellschaft tragenden Brüder heirateten Augsburger Patrizierinnen. 1507 verkaufte Kaiser MAXIMILIAN aus Habsburgerbesitz mit verschiedenen Vorbehalten für 50 000 Gulden an JAKOB FUGGER die Grafschaft Kirchberg an der Iller, die Herrschaft Weißenhorn mit Schloß und Stadt und mehrere zugehörige Herrschaften und erhob den Käufer 1511 in den Reichsadel. Steuer- und Militärhoheit und die Kontrolle des Stadtrates blieben in Weißenhorn bei Österreich, doch erhielt der neue Herr die hohe Gerichtsbarkeit. 1514 empfing JAKOB als finanzieller Nothelfer des Kaisers auch den Reichsgrafenstand und kaufte die Herrschaft Biberbach am unteren Lech. Für die kleine Stadt Weißenhorn vor den Toren des mächtigen Ulm tat der neue Herr manches Vorteilhafte, auch mit Absatzbelebung ihrer Barchentweberei. Sie erwies sich erkenntlich, indem sie sich 1525 im großen Bauernkrieg erfolgreich gegen eine bäuerliche Belagerung verteidigte.

Unter der Firmenleitung ANTON FUGGERS nahm die Herrschaften- und Gütererwerbung schon seit 1528 schnell zu. 1537 wurde die Herrschaft Glött bei Dillingen gekauft, 1538, im Jahr der Aufnahme ins Augsburger Patriziat, die württembergische Lehensherrschaft Babenhausen, 1551 für 250 000 Gulden die große Herrschaft Kirchheim in Mittelschwaben und im selben Jahr die württembergische Lehens-

herrschaft Stettenfels bei Heilbronn. Im großen Wappen der gräflichen Gesamtfamilie blieben aber nur die Lilien mit den drei Jagdhörnern Weißenhorns und der Mohrin mit Bischofsmitra von Kirchberg. 1580 folgte die Herrschaft Nordendorf schon unweit Donauwörth, 1595 Wellenburg vor Augsburg, 1597 die reichsritterschaftliche Herrschaft Welden. Schon war die Reichspflege Wörth FUGGERScher Pfandbesitz, doch die Reichsstadt Donauwörth fiel dann an das mächtigere Bayern. So kam die Territorienbildung des Gesamthauses FUGGER um 1600 zum Abschluß.

Es gelang nicht, in dem von den Mächten Österreich und Bayern flankierten Ostschwaben zwischen Iller und Lech einen zusammenhängenden Flächenstaat zu erwerben. Es blieb bei ansehnlichem Herrschafts-Streubesitz mit Außenherrschaften im Elsaß, in Württemberg, in Altbayern, in Kärnten, in der Westslowakei und seit 1534/35 mit Prägung eigenen Münzgeldes mit FUGGERwappen und mit ungarischem Adelsstand. In der Slowakei kreuzten sich die Wege der FUGGER übrigens mit jenen der etwas später und schließlich ebenfalls zum Fürstenrang aufsteigenden Wiener Hofbankiers HENCKEL von DONNERSMARCK aus der Zips. Es ergab sich aber auch nicht, wie die altpatrischen Augsburger WELSER mit dem Erzhaus, eine Heiratsverbindung mit einem regierenden Fürstenhaus zu schließen. ANTONS Tochter KATHARINA ehelichte einen Grafen von MONTFORT. Das Gesamtvermögen, das nach der Inventur von 1527 mit Einschluß der Handelsfaktoreien, Berg- und Metallhüttenwerke von Spanien und Belgien bis Ungarn und zur Slowakei über zwei Millionen Gulden betrug, stellte sich nach der Inventur von 1546, vor Auflösung des «Ungarischen Handels», auf rund fünf Millionen, um dann immer mehr durch Austritte von Familienmitgliedern aus dem aktiven Gesellschaftsgeschäft in Landbesitz zurückzuweichen. Gemeinsam blieben über alle Erbteilungen hinweg die FUGGERSchen Stiftungsgüter, aus denen vor allem JAKOBS des Reichen berühmte soziale Kleinsiedlung für Arme in der Augsburger Jakobervorstadt, die Fuggerei, erhalten wurde.

Handelsgeschäft und Bankhaus wurden auch nach ANTONS Tod 1560 fortgesetzt, mit dem Schwerpunkt auf Montanhandel und Darlehensgeschäft namentlich mit der Casa d'Austria in Spanien-Italien-Niederlanden und in Deutschland-Ungarn. In den 1580er Jahren wurde auch noch einmal ein großer Überseehandel mit Pfeffer gewagt. Aber auch bescheidenere Geschäfte wurden nicht verschmäht. Die Weißenhorner Barchentschau wurde gegen Ulm verteidigt und seit kurzem wissen wir genauer, wie auch die Verwaltung der Grundherrschaften durch

bürgerlich-straft Handhabung ungewöhnlich ertragreich gemacht und sogar das Kleindarlehengeschäft mit den eigenen abgabepflichtigen Bauern mitgenommen wurde. Die ländlichen Herrschaften waren natürlich zugleich konjunktursichere und begabungsunabhängige Vermögensanlage und Grundlage der vollen Zugehörigkeit zum Herrenstande des Adels.

Freilich begann der ungeheure bewegliche und unbewegliche Reichtum die Lebensauffassungen der Familie nun sichtbar zu spalten. Der Belgier de MAN hat einmal im Frühkapitalismus eine scharlachrote und eine schwarze Form unterschieden. Die erstere wird etwa durch die MEDICI repräsentiert und zeigt das verschwenderische Ausgeben in Luxus und Kultur, das gleichwohl wieder Ansehen und Popularität einbringen kann – nur investieren lassen sich repräsentativ verbrauchte Gelder nicht mehr. Der schwarze Kapitalismus wurde etwa derjenige des puritanischen Holländers, dessen religiös fundierte Schlichtheit immer höhere Ersparungen das Kapital vermehren ließ. Bei den FUGGERN mischt sich beides. Schon ANTONS älterer Bruder RAYMUND besaß eine Kunstsammlung und eine große Bibliothek. Von seinen fünf Söhnen bezeichnet PÖLNITZ drei als Humanisten, von ANTONS Söhnen zwei. In der zweiten Generation nach JAKOB dem REICHEN brach die Krise der Unternehmerfamilie geradezu als Paradebeispiel der Generationentheorie durch. RAYMUNDS hochgebildeter Sohn JOHANN JAKOB wurde gegen seine Neigungen als ANTONS Nachfolger «Regierer» der Handlung und brachte diese in eine so gefährliche Lage, daß er 1564 von der Familie unter Begleichung seiner Schulden abgesetzt wurde. Seine eigentliche Liebe galt den Wissenschaften und der Kunstförderung. Er brachte unter Einschaltung der Handelsfaktoren im Augsburger Stadtpalast die größte FUGGERbibliothek mit wertvollen antiken Handschriften zusammen und verkaufte sie 1571 an seinen nunmehrigen fürstlichen Dienstherrn Herzog ALBRECHT V. von BAYERN. Sie wurde der wichtigste Grundstock der Münchner Hofbibliothek und heutigen Bayerischen Staatsbibliothek.

So kam es, daß der einzige Bankrotteur der drei großen FUGGERgenerationen auch als einziger FUGGER in Augsburg ein Denkmal erhielt: König LUDWIG I. von BAYERN setzte es 1857 in der Augsburger Altstadt dem «Beförderer der Wissenschaft». Sein Bruder CHRISTOPH wurde als einziger männlicher Sproß der Familie Protestant, seine Bibliothek kam in die pfälzische Hofbibliothek von Heidelberg. JOHANN JAKOBS Nachfolger als Firmenchef, ANTONS ältester Sohn MARKUS, war großer wissenschaftlicher Pferdeliebhaber und veröffentlichte ein Standard-



Zedernsaal des Schlosses Kirchheim in Schwaben.

werk über die Pferdezucht, außerdem übersetzte er byzantinische Literatur und führte jahrelang das höchste Stadtamt des Stadtpflegers der Reichsstadt Augsburg.

Die vierte Generation setzte den Wandel bis zum geistlichen Wahlfürstentum fort. Unter den Enkeln RAYMUNDS war nun ein Fürstbischof von Regensburg, unter den Enkeln ANTONS ein Fürstbischof von Konstanz, dazu ein Präsident des Reichskammergerichts in Speyer, waren hohe kaiserliche und bayerische Beamte. Von den beiden ANTONSENkeln, die damals die Hauptfirma leiteten, war der eine nebenbei Liebhaberastronom, der andere Stadtpfleger und Musikmäzen.

Der weitere Weg der Familie verzweigt sich in diesen beiden Hauptästen. Die RAYMUNDSnachkommen mündeten schließlich in die Linie Kirchberg-Weißenhorn auf Schloß Oberkirchberg bei Ulm, die ANTONSnachkommen in die Linien Glött und Babenhausen. Die nächste Generation war die des Dreißigjährigen Krieges und der Geschäftsaufgabe. Aus ihrem ANTONSstamm ragt der erste Soldat des Hauses auf, der spanische Oberst, dann bayerische und schließlich kaiserliche General Graf OTTHEINRICH FUGGER. Das übrige 17. Jahrhundert sieht wieder

Präsidenten der Reichsgerichte, einen kaiserlichen General, der gegen die Türken fiel, kaiserliche, bayerische, dann auch kurkölnische Hof- und Staatswürdenträger, hohe Geistliche, Ehefrauen aus meist den Habsburgern verbundenen Grafenhäusern. Aus dem Augsburger FUGGERhaus und Patriziat zog man sich nun ganz auf die Landschlösser zurück. Die unruhigste FUGGERSche Untertanenschaft war die des Marktes Babenhausen, die 1649 und 1670/71 in Aufständen ihre früheren Stadtbürgerfreiheiten wiederzubeleben suchte, während die Weißenhorne von ihren beiden Herrschaften mehr die österreichische zu betonen begannen. Das 18. Jahrhundert rundet dieses Panorama des barocken katholischen Hochadels ab. Ein Fürstpropst von Ellwangen und auch geistlich erfolgreicher Fürstbischof von Regensburg steht neben einem österreichischen General der Kavallerie und neben Hofgestalten bis hin zu einer Favoritin des Wittelsbacherkaisers KARL VII. ALBRECHT. Eines der schwäbischen Kreisregimenter der Reichsarmee war das Kürassierregiment und später das Infanterieregiment FUGGER, wie die Österreicher in weißen Röcken uniformiert. Am Miniaturhof von Babenhausen gab es jetzt für Geldgeschäfte auch einen eigenen Hofjuden. Das überkommene

Grundvermögen des Hauses konnte im wesentlichen festgehalten werden, die Grafschaft Kirchberg ohne Stift Wiblingen wurde 1735 gegen neue 525 000 Gulden ganz von Österreich erworben. Stettenfels kam nach langem Zwist mit Württemberg zum Verkauf, sonst gab es gelegentlich Wechsel von Nebenherrschaften und teils empfindliche Schuldenbelastung. Als das Alte Reich sich schon zum Sterben legte und die Säkularisation der deutschen geistlichen Fürstentümer die kaiserliche Politik einer Hauptstütze im Reich beraubte, gelang dem Hause FUGGER noch der Aufstieg zur Reichsfürstenwürde: Für Graf ANSELM MARIA zu Babenhausen, Sohn und Gemahl einer Prinzessin von WALDBURG, erhob Kaiser Franz II. 1803 die Herrschaft Babenhausen zum kleinen Reichsfürstentum.

1805 wurde durch eine Primogeniturordnung die Abspaltung weiterer FUGGERlinien unterbunden. Aber schon im selben Jahr unterlag Österreich NAPOLEON und dieser sprach 1806 mit den anderen kleinen weltlichen Territorien Ostschwabens auch die der FUGGER dem neuen Königreich Bayern zu, sie wurden nun sog. Mediatisierte oder Standesherrn. Die bayerische Rekrutenaushebung führte noch Ende 1806 in Babenhausen und Weißenhorn zu den gefährlichsten Widerstandserscheinungen in der Bevölkerung Bayerisch-Schwabens. Vergeblich suchte Fürst ANSELM MARIA beim Wiener Kongreß gegen das Verschlucken der kleinen Landesherrn durch die großen noch einmal anzukämpfen.

Die Familie verkörperte in dieser Wendezeit das geschichtliche Schicksal Schwabens östlich der Iller. Dieses Gebiet war zwar altes Stauferland gewesen, aber dem neuen niederschwäbischen Machtkern Württemberg lag es fern. Seine bestimmenden Mächte waren die Häuser Habsburg und Wittelsbach, die eine Dynastie Erbe des Königs- und Kaiseramtes der Staufer, die andere Teilerbe des staufischen Hausgutes. An der Donau unterhalb Ulms lagen sich das österreichische Günzburg und das wittelsbachische Lauingen gegenüber, die Reichsstadt Donauwörth fiel schließlich an Wittelsbach, die bayerischen Herrschaften zwischen Lech und Iller vermehrten sich dann langsam, aber stetig – und doch drang noch am Anfang des 19. Jahrhunderts auch Schwäbisch-Österreich vom Bodensee her weiter in den Raum vor, von seinen mittelbaren Positionen wie eben dem neuen Fürstentum Fugger-Babenhausen ganz abgesehen. Der Krieg von 1805, NAPOLEONS Armee, entschied den jahrhundertelangen Machtkampf um Ostschwaben für Bayern: Österreich, das schon im Bayerischen Erbfolgekrieg, unter Mithilfe des Alten Fritz, mit seinem Plan des Eintauschens Bayerns gegen Belgien gescheitert war,

verlor damit die letzte Aussicht, von Tirol aus nordwärts seine Ländermasse nach Oberdeutschland hinein zu verbreitern, ja es verlor vorübergehend Tirol selbst an Bayern. Württemberg lockte die außerhalb der Reichsstädte in der Hauptsache katholischen Ostschwaben trotz gemeinsamer Mundart auch jetzt wenig. Daß – freilich auf Wiener Weisung – 1794 bis 1796 eine württembergische Besatzungstruppe in Augsburg für Unterdrückung von Bürgerunruhen gesorgt hatte, schuf wenig Beliebtheit und das kleine schwäbische Königreich behandelte die ehemaligen reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen eher noch rücksichtsloser als das bayerische. Der am westlichen Illerufer begüterte Graf FUGGER-DIETENHEIM aus dem ANTONSast tauschte seine Herrschaft gegen eine oberbayerische. Die mechanische bayerisch-württembergische Illergrenze von 1810, die auch die alten Landschaften Allgäu und Ries sowie das Ulmer Stadtgebiet mittendurch schnitt und Oberkirchberg württembergisch machte, gewann Dauer, bis 1829 sogar als bewachte Zollgrenze. Als der Sturm der Kriegszeit sich legte, war es klar, daß die frühere Kleinstaaterei nicht wiederkehren konnte. Das Kaiserreich Österreich ließ das neue Großbayern nicht nur im Besitze Ostschwabens, sondern verfolgte auch seinerseits offenbar neue, andere Raumziele seiner Großmachtspolitik. Der Gedanke der Stärkung des deutschen Bevölkerungsteils der Vielvölkermonarchie wurde zurückgestellt, die neuen Hauptwerbungen lagen in der südlichen Nachbarschaft Tirols, in Österreichisch-Oberitalien und an der Adria.

Im Königreich Bayern waren die Fürsten und Grafen FUGGER als Inhaber von Kronamtslehen und Mitglieder der Kammer der Reichsräte den Fürsten von THURN und TAXIS vergleichbar, die ebenfalls durch ein großes Wirtschaftsunternehmen, die Reichspost, emporgestiegen und nun noch reicher waren. Je mehr die Feindschaft zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach verblaßte, desto leichter fiel die Verbindung von Ehrenstellen in München und Wien. Der Zorn der Krone über die Widerspenstigkeit des ersten Fürsten von Babenhausen verrauchte und Graf LEOPOLD von GLÖTT wurde 1841 Regierungspräsident in Würzburg, dann sogar in Augsburg, ein Kirchberger Graf HARTMANN 1894 Regierungspräsident in Regensburg, ein anderer bayerischer Diplomat und Geschäftsträger in Petersburg. Als die katholische Kirche seit der Säkularisation aufhörte, in den oberen Rängen Adelskirche zu sein, stellten ihr auch die FUGGER im Zeichen des Familienwahrpruchs «Gott und Maria» nicht mehr Bischöfe und Domherrn, sondern Jesuitenpatres. Doch in diesem 19. Jahrhundert erhob sich auch po-

litisch, sozial und wirtschaftlich die große Welle des Liberalismus, der gleichheitlichen Demokratie, der industriellen Revolution. Ein junger bayerischer Artillerieleutnant Graf FUGGER-GLÖTT beteiligte sich an dem revolutionären Abfall der Rheinpfalz vom bayerischen «Reiche» 1849 und wurde 1850 in Landau standrechtlich erschossen. Sein Vater wandte sich als einziger FUGGER offen dem Industrialismus zu. Als durch die gesetzliche Grundlastenablösung von 1848 die Grundherrschaft in Bayern verschwand und die bisher abgabeberechtigten Adelsfamilien durch staatliche Obligationen sogleich entschädigt wurden, war der Graf FUGGER-GLÖTT der einzige süddeutsche Standesherr, der seine flüssigen Mittel in eigenen Fabrikgründungen, in einer kleinen Dillinger Bank und in Industrieaktiengesellschaften im heimatlichen Raum anlegte – die Öttingen, die Hohenlohe taten ähnliches nur weitab in Böhmen und Oberschlesien. Die Linie Babenhausen konnte den Erwerb von Aktienpaketen nur in bescheidenerem Umfang nachvollziehen, die Linien Kirchberg und Kirchheim wurden durch hohe Verschuldung von vornherein an so fortschrittlicher Anknüpfung an die ältere Familienvergangenheit gehindert. Fürst LEOPOLD ZU BABENHAUSEN lebte, auf Sparsamkeit bedacht, meist wieder im FUGGERHAUS in Augsburg, wo er das FUGGERMUSEUM begründete. Die Stadt ehrte ihn durch das Ehrenbürgerrecht und indem sie den breitesten Boulevard, der durch Beseitigung von Stadtmauer und Graben entstand, FUGGERSTRASSE nannte. Als das Gesamthaus 1900 eine Familiengeschichte von ANTON STAUBER herausgab, war das Porträt des Fürsten Karl zu BABENHAUSEN-WELLENBURG, Präsidenten des bayerischen Reichsrates, Mitglieds des österreichischen Herrenhauses und Edlen des Königreichs Ungarn, in österreichischer Generalsuniform das Titelbild. Augsburg kannte ihn als eifrigen Freund seines Stadttheaters und Ehrenbürger, seine Frau Fürstin NORA FUGGER, geborene Prinzessin HOHENLOHE-BARTENSTEIN, hat in einem Buch «Im Glanz der Kaiserzeit» (posthum 1932) das Wiener Hofleben geschildert. Nach seinem Tode übernahm indessen im Auftreten der Familie im öffentlichen Leben die Linie GLÖTT die Führung, die 1878 Erbin auch der Linie Kirchheim geworden war. Graf KARL ERNST wurde 1913 zum bayerischen Fürsten erhoben und war als Präsident der bayerischen Reichsrätekammer bis 1918 eine Hauptstütze katholisch-konservativer Landespolitik. Dann ging mit der Monarchie und der thronbezogenen Gesellschaftshierarchie wiederum ein Hauptstück der alten Adelswelt unter. In der Republik blieben auch die FUGGER nur Großgrundbesitzer mit adligem Namen und der Last von dessen Wirtschaftsruhm.

Der Fürst von GLÖTT war seit 1922 Aufsichtsratsmitglied und dann Vorstand der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank. In Rumpffösterreich verband sich die Familie mit konservativer Politik. Als im Deutschen Reich der Nationalsozialismus zur Macht kam und gerade in Bayern das taktische Bündnis mit dem konservativen Katholizismus suchte, bemühte er sich vor allem um den Fürsten JOSEF ERNST FUGGER-GLÖTT in Kirchheim, der sich aber versagte und, nachdem ein FUGGER-GLÖTT gefallen war, schließlich 1944 unter dem Verdacht der Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli eingekerkert und vor den Berliner «Volksgerichtshof» gestellt wurde. Schon vorher fiel der Hauptteil der Augsburger FUGGERgebäude in Schutt und Asche: Der kupferbedachte Stadtpalast, in dem Kaiser KARL V. gewohnt und TIZIAN ihn gemalt hatte, das spätgotische Kontorhaus mit der «goldenen Schreibstube» JAKOBS DES REICHEN, viele der kleinen gelben Reihenhäuschen der Fuggerei. Es ehrt die Gesamtfamilie, daß sie noch in der Unsicherheit des Jahres 1945 nicht nur den Wiederaufbau, sondern sogar die Vergrößerung dieser «kleinsten Stadt» inmitten von Augsburg ins Werk setzte – der Historiker GÖTZ VON PÖLNITZ hat sie als Stiftungsadministrator verwirklicht.

Inzwischen begann nochmals ein neuer Abschnitt der FUGGERgeschichte. Fürst JOSEF ERNST VON GLÖTT zog als CSU-Abgeordneter in den Deutschen Bundestag ein und Fürst FRIEDRICH KARL VON BABENHAUSEN verband mit Schloßbrauerei und Sägewerk, später Büromöbelwerk 1950 wieder eine eigene Privatbank, die Fürst-FUGGER-Bank KG im Augsburger FUGGERHAUS. Es mochte vermessen erscheinen, das kleine Kreditinstitut mit seinem Namen an das Weltbankhaus der Renaissance zu knüpfen, aber es hat sich als Teil der «Unternehmensgruppe Fürst FUGGER-BABENHAUSEN» behauptet.

Es ist die 17. Generation, die heute seit der Einwanderung HANS FUGGERS nach Augsburg vor über 600 Jahren die Jugend der FUGGERSchen Familie darstellt, als Adel in einer pluralistischen und wenig geschichtsfreudigen Wohlstandsgesellschaft. Die Linie GLÖTT hat durch Adoption aus der Familie der Grafen von ARCO ihre Fortdauer gesichert.

Wir dürfen rückblickend fragen, ob die Familie des größten deutschen Frühkapitalisten auch eine kapitalistische Nachfahrgeschichte war. Oder stimmt es für sie nicht, daß auf den adligen und zunftbürgerlichen Feudalismus der Kapitalismus, auf diesen aber nur noch der Sozialismus folgt? Läßt sich das marxistische Entwicklungsschema für sie retten, wenn man von einer bourgeois-kapitalistischen Umwandlung des Adelsgeistes im 19. Jh. spricht?

Offenbar kommt man mit solcher Systematik hier nicht zurecht. Die Geschichte dieser schwäbischen Familie hat durch alle Zeitstufen hindurch eine starke Kontinuität. Bürgerlich könnte man in dieser die geduldige Vorsicht nennen, die stets Entwicklungen reifen ließ und nie alles auf eine Karte setzte, niemals durch Emporkömmlingshast eine Katastrophe der Gesamtfamilie riskierte und herbeiführte. Wenn einst ANTON FUGGER im Gegensatz zu den WELSERN die ihm eingeräumten spanischen Kolonisationsrechte in Südamerika ungenutzt verfallen ließ, so zeigte sich auch später, unbeschadet einzelner Opfer des Glücksspielteufels, die Zurückhaltung der Familie vor dem Abenteuer, dem Unberechenbaren. Vorkapitalistisch, einem Heimatbund wohlgefällig, ist das starke Haften der FUGGER von der LILIE am schwäbischen Boden. Auch als Bayerisch-Schwaben von München, Berlin, Wien aus gesehen, von ihren Höfen und von ihren Börsen her, zur Provinz wurde, sind die FUGGER mit Schwergewicht hiergeblieben, sogar in den unbequemen, kostenschluckenden Schlössern. Für die Schätze des FUGGERSchen Familien- und Stiftungsarchivs – die jüngeren Herrschaftsakten bis 1848 kamen ins Bayerische Staatsarchiv – wurde in der alten bischöflich Augsburgerischen Universitätsstadt Dillingen ein neues Gebäude erstellt. Diese Treue zu einer Ursprungslandschaft ist für deutschen Hochadel – sofern er das Glück hatte, nicht durch höhere Gewalt wie die Zoneneinteilung Deutschlands 1945 zu verarmen – nicht mehr selbstverständlich. Doch, und damit kehren wir zur allgemeinen Sozialgeschichte zurück, was bedeutet heute überhaupt Adel?

Schon nach dem Ersten Weltkrieg meinte der Schriftsteller Graf KEYSERLING, der alte Adel der monarchischen Zeit werde nun in Deutschland durch das großindustrielle Unternehmertum als neuen Adel des Industriezeitalters abgelöst. Man sprach von Industrieherrzögen, Schlotbaronen und auch Konjunkturrittern, von Fabrikantendynastien. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat der aus Nordamerika angeregte Forschungszweig der Unternehmergeschichte Seriöses und weniger Seriöses getan, um das wirtschaftliche Unternehmertum als moderne Führungsschicht herauszustellen. Aber kann es wiederum in der heutigen mobilen Leistungsgesellschaft überhaupt noch feste Führungsschichten geben, denen Familien für lange Zeit angehören? Können sie sich dem Zwang entziehen, immer wieder durch persönlich bedeutende Namensträger ihren hohen Ansehensanspruch zu bestätigen – also an der Grundproblematik selbst der Monarchie in der Gegenwart teilzunehmen? Man wird sagen dürfen, daß das Haus FUGGER in seiner Geschichte bis heute das

außergewöhnliche individuelle Leisten und das gemeinsame Leben in der Kette des Familien-Daseins im guten Gleichgewicht halten konnte, daß es aber auch mit Würde eine übergewichtige Vergangenheitsbedeutung und eine geachtete wirtschaftlich-gesellschaftliche Gegenwartsrolle ins Gleichgewicht zu bringen wußte.

Heute, da geschichtlicher Sinn gern nur als Ballast für die Zukunft angesehen wird, ist Dasein und Haltung dieses außergewöhnlichen schwäbischen Familienverbandes mittelbar schon an sich für den Historiker in Schwaben eine Hilfe, gerade darum, weil die FUGGERgeschichte sich so wenig zu sentimentaler Verkitschung eignet und so wenig der krampfhaften Moderneinkleidung bedarf. Auch die Landesgeschichte muß gesellschaftliche Strukturen und Persönlichkeiten zusammenschauen und ihre gegenseitigen Bedingtheiten bedenken. Die Setzung und Auswägung der Schwergewichte führt sie, wenn die Tatsachen sorgfältig ermittelt sind, als «in Grenzen unbegrenzte Geschichte» mitten in die geistigen Grundauseinandersetzungen der Gegenwart hinein, aus der es für keine Wissenschaft mehr die Flucht in die Beschaulichkeit gibt. Das nur zu beklagen, wäre unfruchtbar. Es war wohl kein reiner Zufall, wenn modernes zeitkritisches Theater den größten FUGGER mit LUTHER und MÜNZER auf die Bühne brachte und zur selben Zeit der «Schwäbische Heimatbund» das FUGGERthema aufgriff. Wer in der Geschichte ihre beständigen Grundformen und zugleich den Menschen in seinem Wesen, seinen Möglichkeiten und Schwächen sucht, der wird nach wie vor weit mehr in ihr erkennen als ein staubiges Antiquitätenmuseum ist. Er wird fühlen, daß Heimatgeschichte ein wurzeltiefer Baum voller lebenskräftiger Triebe in seinen weitverzweigten Wipfeln auch künftig bleiben wird.

Literaturhinweis

Dem Leser mag noch ein Hinweis auf die neuere FUGGERliteratur willkommen sein:

Götz Frhr. von PÖLNITZ, Die Fugger, 3. Aufl. 1970. – derselbe, JAKOB FUGGER, 2 Bände 1949–1951. – derselbe, ANTON FUGGER, 4 Bände (bis 1555), 1958–1971. – Norbert LIEB, Die Fugger und die Kunst, 2 Bände 1952–1958. – Robert MANDROU, Les Fugger, propriétaires fonciers en Souabe 1560–1618, Paris 1969. –

GUDILA Frhr. von PÖLNITZ-KEHR und O. NÜBEL, Die Fugger (1970). –

Fugger, in: Genealogisches Handbuch des Adels, Fürstliche Häuser Bd. III, 1955 und VII, 1964. –

Vgl. zu zehn bedeutenden Einzelpersönlichkeiten den Artikel Fugger in der Neuen Deutschen Biographie V, 1961, und zu den einzelnen Fuggerschen Herrschaftssitzen bes. das Handbuch der histor. Stätten Deutschlands VII, Bayern, 2. Aufl. 1965, auch VI, Baden-Württemberg. Zu den Fuggerschlossern in Bayer. Schwaben: Bayerische Kunstdenkmale, Kurzinventare, Bände Stadt Augsburg (1958) und Landkr. Illertissen (1967, mit Babenhausen); Landkr. Mindelheim mit Kirchheim (Zedernsaal des Schlosses!) steht noch aus.

Eine Aurelius-Geschichte mit Hintergründen

Hans Eggers

Klio, die hehre Muse ruhmwürdiger Überlieferung, wollte mir immer als eine recht grimmige alte Dame erscheinen, die gar nicht so recht in den beschwingten Reigen der leichtgeschürzten Schwestern paßt. Aber wie die meisten Vorurteile erweist sich auch dieses als korrekturbedürftig. Es ist eine merkwürdige Geschichte, die sie mir eingegeben hat, eine Geschichte, die uns mit einem Heiligen bekannt macht, der uns dann – sozusagen durch die Hintertür – mitten in das 11. Jahrhundert führt, in jene so erregende Zeit, in der sich das hohe Mittelalter ankündigt. Es ist die Epoche, in der die große Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst begann, die von tiefem religiösem Ernst erfüllte Zeit der Klosterreformen, die Zeit, da das alte Regensburg neuen wissenschaftlichen Ruhm errang, da das junge Bistum Bamberg zu einem Zentrum der Kultur, der Wissenschaft und der geistlichen Reformen wurde, die Zeit, da das Kloster Hirsau unter seinem großen Abt WILHELM die Reformbewegungen des burgundischen Cluny und des lothringischen Gorze kraftvoll aufnahm und selbst zum Herd einer weithin ausstrahlenden Reformbewegung wurde, die Zeit auch, in der die frühmittelhochdeutsche Literatur in den Donauländern mit den Genesisdichtungen, in Bamberg mit EZZOS Gesang von den Wundern Christi, in Ebersberg mit WILLIRAMS, des Bamberger Scholasticus, Auslegung des Hohen Liedes und – vielleicht in Hirsau – mit dem alemannischen Memento Mori zu überraschender früher Blüte aufbrach.

Mir wurde aus dem Besitz der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen das Bruchstück einer Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts bekannt, zwei einzelne Blätter und eine vollständige Lage, insgesamt also 10 Blätter oder 20 Seiten, eng beschrieben und eine vollständige Heiligen-Vita enthaltend, ein Fragment, herausgerissen aus einem Legendar von irgendeinem Liebhaber, den gerade nur der heilige AURELIUS interessiert hatte.

Nun, das Interesse jenes Bücherfrevlers vermochte ich nicht zu teilen. Handschriften des 16. Jahrhunderts, die es zu Tausenden gibt, können dem Mittelaltergermanisten im allgemeinen das Herz nicht höher schlagen lassen, und schon die erste Lektüre des in einem einfältig holperigen Deutsch geschriebenen Textes ließ erkennen, daß dieser Heilige offenbar gar keine rechte Vita hatte. Eine knappe Inhaltsangabe mag davon überzeugen. Der Text

beginnt mit den Worten: *In einer provintz, mit namen Armenia, ist geborn von edlen und geistlichen eltern der heilig Aurelius.* Mit ähnlichen substanzlosen Gemeinplätzen beginnen Hunderte von Bekenner-Viten, und wie in ihnen, setzt sich auch hier die Erzählung fort. Eine rührende, aber inhaltslose Jugendgeschichte von geistlicher Erziehung, von Fleiß und Frömmigkeit und Weltflucht des Knaben, der sich – herangewachsen – aus Demut der Priesterweihe widersetzt, sie aber doch empfangt, und der sich ebenso widerstrebend herbeiläßt, Bischof von Reditiana in Armenien zu werden, worauf er sein Amt trefflich verwaltet. Solche Floskeln passen auf tausend Bischöfe, sie seien heilig oder nicht, und nicht der geringste individuelle Zug ist darin zu verspüren. Zudem sei angemerkt, daß eine Stadt Reditiana sich weder in Armenien noch irgendwo sonst in der weiten Christenwelt hat nachweisen lassen.

An dieser Stelle holt nun die Erzählung zu einem weiten Exkurs aus: *Nu zu der selbigen zytt hat die arrianisch ketzery geregiret,* heißt es, und dann wird in lebhaften Farben ein bewegtes Bild vom Terror der Arianer entworfen. Zur Zeit des Papstes LIBERIUS habe ein Konzil zu Mailand stattgefunden, und auf kaiserliches Geheiß seien die rechtgläubigen Bischöfe bei Strafe der Verbannung gezwungen worden, dem Arianismus zuzuschwören. Gerade habe auch der Bischof von Mailand, der heilige DIONYSIUS, widerwillig seine Unterschrift geleistet, da sei der altehrwürdige EUSEBIUS, Heiliger und Erzbischof von Vercelli, eingetroffen, habe mit Hinweis auf das Recht des Älteren verlangt, daß die Unterschrift des DIONYSIUS gelöscht werde, damit er selbst vorher unterschreiben könne. Dann habe er sich mit starken Worten geweigert, das ketzerische Dokument zu unterschreiben und auch DIONYSIUS davon abgehalten. Die Arianer hätten ihn dann gräßlich gefoltet, ihn neunmal mit Fußtritten die Kirchentreppe hinabgestoßen und rücklings wieder heraufgezogen und ihn schließlich nach Ägypten verbannt. Damit verschwindet der heilige EUSEBIUS aus dieser AURELIUS-Vita, die diesen Ereignissen immerhin drei von ihren zwanzig Seiten widmet. DIONYSIUS, so heißt es weiter, habe auch weiterhin standhaft die Unterschrift verweigert und sei zur Strafe nach Armenien verbannt worden. Damit wendet sich die Erzählung wieder AURELIUS zu. Denn *als nu der bischoff Aurelius die urschasch seiner* (d. h. des Eusebius) *zukunfft vernam, ist er*



Älteste Darstellung des hl. AURELIUS in einem Chorbuch aus Kloster Zwiefalten (um 1140). AURELIUS ist im Rahmen des Monats September – am 14. September ist sein Namenstag – neben vielen anderen Heiligen vertreten.

im wie ein katholischer dem andern frölich engegen geloffen.

Aber sobald die Erzählung zu ihrem eigentlichen Helden zurückkehrt, weicht sie wieder in Gemeinplätze aus. Die beiden Bischöfe – die sich doch bis dahin gar nicht kannten – hätten bei der Begrüßung *mit grossem weinen ire münd und angesichter gewesen und genetzt. nach dissem haben die zwen gelerten menner mit ein ander conversirt, die subtiligkeit des prophetischen und evangelischen gesatz mit ein ander conferirt*, und haben dann das Volk vor der arianischen Ketzerei gewarnt. An dieser Stelle wird nun eine fünf Seiten lange Predigt über den rechten Glauben eingeschaltet, die angeblich der heilige AURELIUS *in der armenischen sprach dem volck virgehalten und gerett hat*, dem Volk, *das mit uff gestreckten oren bereit war zuzuhören.*

Die beiden Männer hätten dann gemeinsam für den rechten Glauben gewirkt, sich enger und enger befreundet und nach Jahren beschlossen, daß sie nach dem Tode an gemeinsamer Stätte ruhen wollten. DIONYSIUS aber, der als erster sein Ende nahen fühlte, habe gewünscht, in Mailand bestattet zu werden. AURELIUS habe zwar gewußt, *daz diß*

schwerlich mocht geschehen umb des ungewiters willen auff dem mer, aber er habe dem Sterbenden die letzte Bitte nicht abschlagen wollen. So sei er denn nach vielen Gefahren mit dem Leichnam nach Mailand gelangt, vom Bischof AMBROSIUS feierlich eingeholt und genötigt worden, fortan in Mailand zu bleiben. Am Jahrestag von DIONYSIUS' Tod sei dann auch AURELIUS gestorben und unter lautem Wehklagen der Menge in einem Grab mit DIONYSIUS beigesetzt worden. Am Grabe der beiden Heiligen hätten sich mancherlei Wunderheilungen ereignet, über die der Hagiograph aber nichts zu berichten weiß. Die Vita schließt dann mit dem Bericht, daß der heilige AURELIUS später nach Deutschland überführt worden sei. Darauf kommen wir gleich zurück.

Die Verlegenheit, in der sich der Erzähler befand, ist offensichtlich. Es gab aus dem Leben des Heiligen kaum etwas zu berichten. Daher die breite, erzählerisch übrigens besonders gut gelungene Schilderung des Mailänder Tumults, mit dem AURELIUS nichts zu tun hatte, und die lange Predigt, die er ganz gewiß nicht gehalten hat. Diese beiden Stücke nehmen fast die Hälfte der ganzen Vita ein. Was für ein Interesse kann also das kleine Werk – oder soll ich sagen: das Machwerk – für uns haben?

AURELIUS im «Hirsauer Passionale». (Mitte 12. Jahrhundert.)



Die Antwort auf diese Frage gibt die Überschrift der Vita: *Es facht hie an daz leben des heiligen bischoffs und biechtigers Sant Aurelij, welcher lieblich in dem edlen und firtreffelichen closter Hirsaw im Schwartzwalt ruet und leidt.* Doch fügt der Schreiber hinter Klammer hinzu: *aber wo er yetz ist, weiss ich nit.* Da werden wir also zum Kloster Hirsau geführt; und mag uns auch der Heilige, von dem wir aus der Vita nahezu nichts erfahren, nicht gerade fesseln, so verdient doch die Erwähnung des Klosters unsere Aufmerksamkeit. In dessen Gründungszeit, die selbst in legendarischem Nebel verschwimmt, führt uns der Schlußbericht der Vita zurück. Zur Zeit Kaiser LUDWIGS des Frommen – so sagt die Vita in voller Übereinstimmung mit dem bald nach 1200 entstandenen Codex Hirsaugiensis, einer auf älteren Quellen beruhenden Klosterchronik –, um 830 habe Bischof NOTING von Vercelli, ein Sohn des Grafen ERLAFRID von Calw (dessen Identität umstritten ist), Sehnsucht nach der Heimat verspürt. Er habe aber nicht mit leeren Händen kommen wollen. Deshalb habe er die sterblichen Reste des heiligen AURELIUS, die er vom Erzbischof von Mailand erbeten hätte, als verehrungswürdige Reliquie mitgebracht. An der Stätte, wo durch die Wunderwirkung des Heiligen ein Blinder sehend geworden sei, habe dann Graf ERLAFRID das Kloster gegründet und dem heiligen AURELIUS geweiht.

Wenn man Auskunft über einen Heiligen sucht, greift man gern zu den Acta Sanctorum. Und da hatte ich großes Glück. Denn in dem bislang letzten Band dieser noch längst nicht abgeschlossenen Sammlung, in dem 1925 erschienenen Novemberband IV, der die Heiligen des 9. und 10. November behandelt, fand ich unter dem 9. November erwünschte Auskunft. Das ist der Festtag des hl. AURELIUS in Mailand, während er in Hirsau am 14. September gefeiert wird. MANSIS Konzilsakten, frühmittelalterliche Kirchenhistoriker, einige patristische Schriften und auch etliche moderne Literatur halfen weiter. So sollte ich mit den Worten jenes mittelalterlichen Gelehrten, zu dem unsere Darstellung uns noch führen wird, sagen: *De meo nihil addidi, sed omnia de diversis expositionibus eruta in unum compegi.* Aus Eigenem habe ich nichts hinzugetan; ich habe nur alles, was ich in verschiedenen Darlegungen fand, zusammengestoppelt.

Zunächst also das wenige Historische, das die Vita enthält: Das Mailänder Konzil hat wirklich stattgefunden, und zwar im Jahre 355, als LIBERIUS (352–366) Papst war. EUSEBIUS, von 345 bis etwa 371 erster Bischof der neugegründeten Diözese Vercelli, hatte daran ebenso Anteil wie DIONYSIUS, der seit etwa 351 Bischof von Mailand war. Wirklich



Der Holzschnitt, dessen Meister unbekannt ist, dürfte um 1510–1520 entstanden sein. AURELIUS als massiger Bischof berührt den vor ihm knienden Mann am Kopf: er ist Schutzpatron gegen Kopfkrankheiten aller Art. In der Krümmung des Bischofsstabes macht ein «eingefasster» Hirsch die Beziehung zu Hirsau deutlich.

versuchten auch die beiden damaligen Kaiser die arianische Lehre durchzusetzen, und wirklich wurden die sich widersetzenen Bischöfe EUSEBIUS, DIONYSIUS und einige andere in den Osten des Reiches verbannt. EUSEBIUS wurde nach einiger Zeit die Rückkehr gestattet. DIONYSIUS dagegen war bereits im Exil gestorben. Es gilt als sicher, obwohl exakte Beweise und klare Berichte fehlen, daß seine sterblichen Reste zur Zeit des Bischofs AMBROSIIUS (374–397) nach Mailand zurückgebracht wurden. Seine kultisch verehrte Grabstätte fand sich in der im Jahre 1549 untergegangenen DIONYSIUS-Kirche.

Damit sind wir an dem Entstehungsort der AURELIUS-Legende angelangt. Denn späterhin wurde in dem DIONYSIUS-Grab auch noch ein gewisser Bischof AURELIUS beigesetzt. So unbestimmt muß ich mich ausdrücken. Die mit der Kirche untergegangene Grabinschrift ist in drei voneinander unabhängigen Abschriften überliefert, und sie läßt mangels genauer Angaben keine andere Ausdrucksweise zu. Sie preist in sehr allgemein gehaltenen Worten das vorbildliche Leben des Verstorbenen, das ihm einen Platz an Gottes Thron gesichert habe, und bekundet nur, daß *Aurelius civitatis Reditonionis episcopus* am gleichen Tage, das heißt aber: am Jahrestage des heiligen DIONYSIUS, gestorben sei. Die Koinzidenz des Datums zum Anlaß nehmend, hat eine offenbar einflußreiche Matrone EUSEBIA es durchgesetzt, daß dieser Bischof AURELIUS zur Seite des heiligen Dio-

NYSIUS beigesetzt wurde. EUSEBIA, die sich als amica, als geistliche Freundin des Verstorbenen bezeichnet, hat ihm auch die Inschrift gesetzt, und hier können wir den Grund wenigstens ahnen, weshalb ihr die Beisetzung genehmigt wurde. Sie muß wohlhabend gewesen sein, und indem sie das Doppelgrab aus ihren Mitteln ausstattete, wird auch die Ruhestätte des DIONYSIUS selbst, der eigentliche Kultort, eine würdigere Gestaltung erfahren haben. Dieses Grab muß nämlich damals schon etwa 100 Jahre alt gewesen sein, war vielleicht schmucklos oder gar schon verfallen. Den Altersunterschied können wir jedenfalls mit Sicherheit feststellen. Denn EUSEBIA hat die AURELIUS-Inschrift datiert: *hac die positus quo etiam pontifex sanctus confessorque Dionysius post consulatum domni nostri divi Leonis iunioris*: Er wurde am gleichen Tage beigesetzt wie der heilige Bischof und Bekenner DIONYSIUS, und zwar nach dem Konsulat unseres Dominus LEO des Jüngeren. Das ist die spätantike Datierungsformel, und Kaiser LEO II. starb in seinem Konsulatsjahr. Damit ist die Beisetzung dieses AURELIUS auf das Jahr 475 festgelegt, und mit den Ereignissen, von denen die Vita berichtet, die sich aber 120 Jahre früher abspielten, kann der hier Bestattete nichts zu tun gehabt haben.

Ein Bischofssitz Reditio, an dessen Bestehen die Inschrift keinen Zweifel zuläßt, ist nicht bekannt. Handelt es sich um eine unbedeutende Gemeinde Oberitaliens oder Galliens, oder war der Bischof AURELIUS aus irgendeiner Ferne zu Gast nach Mailand gekommen? Das wissen wir nicht, und schon die Mitwelt wird dieses Krähwinkel kaum gekannt haben. Sie wird auch die kanzleimäßig gelehrte Datierung der Inschrift nicht verstanden haben.

So blieben nur das Doppelgrab und der unbekannte Ortsname, an denen die Phantasie der gläubigen Menge sich entzünden und zur Bildung einer volkstümlichen Legende führen konnte. AURELIUS, von dem man nichts wußte, geriet durch das gemeinsame Grab und den gleichen Todestag in den Ruf der Heiligkeit, den der Bischof DIONYSIUS längst genoß, wie denn auch nur er, nicht aber der Bischof AURELIUS in der Inschrift als *sanctus* bezeichnet wird. Und da DIONYSIUS in Armenia Minor gestorben war, wurde das unbekannte Reditio zu einer Stadt Armeniens und AURELIUS zum Armenier. In den frühen christlichen Jahrhunderten erkor ja nicht die Kirche, sondern die gläubige Gemeinde ihre Heiligen, und in der Tat ist der Kult des heiligen AURELIUS, der sich späterhin weit verbreitete, zuerst und schon früh in Mailand nachzuweisen, und er dauert dort noch heute an.

Schon bevor die DIONYSIUS-Kirche unterging, wur-

den die sterblichen Reste der beiden Heiligen am 1. März 1538 in den Mailänder Dom überführt und dort im Jahre 1575 in die Krypta umgebettet. Dort ruhen sie noch heute, so jedenfalls wird berichtet und geglaubt. Aber nicht minder glaubt man dem Bericht, daß jener deutsche Bischof NOTING von Vercelli aus dem Hause der Grafen von CALW den Körper des heiligen AURELIUS vom Mailänder Erzbischof als verehrungswürdige Reliquie erbeten und erhalten habe, daß er sie in seine Heimat gebracht habe, und daß ihre Echtheit durch Wunderwirkung an der neuen Stätte bezeugt sei. Und zwar ruhen – das muß betont werden – sowohl in Mailand wie in Hirsau die vollständigen Gebeine des AURELIUS, den man gewiß auch aus diesem Grunde als einen sonderbaren Heiligen bezeichnen darf. Sein Schicksal an der neuen Schwarzwälder Ruhestätte war wechsellvoll und nicht allzu günstig. Das um 830 gegründete AURELIUS-Kloster in Hirsau stand spätestens um das Jahr 1000 wieder leer. Erst im Jahre 1059 begann Graf ADALBERT von CALW, die verfallenen Gebäude wieder herzurichten, und im Jahre 1065 zog Abt FRIEDRICH mit zwölf Brüdern aus dem Schweizer Kloster Einsiedeln in das Hirs-

AURELIUS, Glasfenster von WILHELM GEYER 1955. Diese Fenster (ausgeführt in der Glaswerkstätte DERIX) geben der AURELIUSkirche einen modernen Akzent, freilich nicht nur sie, sondern die gesamte Ausgestaltung des romanischen Torso (hauptsächlich durch OTTO HERBERT HAJEK).



auer AURELIUS-Kloster ein. Ihm folgte am 28. Mai 1069 der berühmte WILHELM von Hirsau als zweiter Abt.

Das AURELIUS-Kloster erwies sich für den Zustrom der Mönche, die durch WILHELMS Ruf angezogen wurden, bald als zu klein. Es war zudem auch ständig Überschwemmungen und Zerstörungen durch den reißenden Nagold-Fluß ausgesetzt, an dessen Ufern es lag. So begann WILHELM im Jahre 1082 den Neubau des Klosters auf einer Anhöhe über dem Fluß und legte damit den Grund zu jener Stätte, deren Ruinen noch heute eindrucksvoll von Macht und Ruhm vergangener Tage erzählen. Das neue Kloster wurde bald bezogen, und am 20. April 1091 wurde die neue Klosterkirche geweiht. Bald darauf, am 5. Juli 1091, ist WILHELM gestorben.

In seinem Glaubens- und Reformeifer hatte WILHELM dem neuen Kloster zwei mächtige Patrone gesucht, deren Wahl ein Programm bedeutet. St. Peter und St. Paul, der Gründer und der Lehrer der Kirche, waren die Erkorenen. Das alte AURELIUS-Kloster hatte aufgehört zu bestehen, und der arme AURELIUS scheint fast in Vergessenheit geraten zu sein. Erst im Jahre 1488 wurde er nach St. Peter und Paul überführt, und erst im Jahre 1502 wurde dort ein Altar zu seinen Ehren geweiht.

Aber auch dort war sein Weilen nicht von langer Dauer. In den Stürmen der Reformation wurde Hirsau im Jahre 1560 in eine evangelische Stiftsschule umgewandelt, und abermals wurde der heilige AURELIUS in Mitleidenschaft gezogen. Darauf bezieht sich die Notiz des Schreibers unserer Vita: *aber wo er yetz ist, weiss ich nit*. Erst viel später wurde bekannt, daß der katholisch gebliebene Graf WILHELM WERNER von ZIMMERN sich der Reliquien angenommen hatte. Dieser notierte unter dem 7. März 1557 in sein Tagebuch: *Auf den Tag ist mir von Hirsaw aus dem closter, wie aller gotzdienst da nider gelegt und abgethon, der gantz leyb sancti Aurelij des hayligen bischofs gen Zimbern in meine behausung zukomen*. Durch Erbteilung gelangten die Reliquien im Jahre 1594 nach Hechingen in den Besitz der ZOLLERN. Als aber das Kloster Zwiefalten im Jahre 1690 den 600. Jahrestag seiner Gründung durch WILHELM von Hirsau beging, wurde die Reliquie am 1. April dorthin gebracht. Als Heiliger, der gegen Kopfweh hilft, ist er dort lange verehrt worden.

Aus dem Tagebucheintrag ergibt sich ein Terminus post quem für unsere Handschrift. Sie ist also nach dem 7. März 1557 geschrieben worden, und der Schreiber wußte nichts vom Verbleib der Reliquien. Er wird kein Hirsauer gewesen sein; sonst hätte er bessere Kunde gehabt. Zugleich erweist sich der Text

durch diesen Zusatz als Abschrift einer älteren Vorlage, die ich auf Grund ihres Sprachstils auf das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts datieren möchte. Aber auch diese Vorlage kann, wie die Stilisierung der Überschrift *in dem edelen und firtreffelichen closter Hysaw* beweist, nicht in Hirsau selbst entstanden sein. Manche Anhaltspunkte sprechen für Zwiefalten, aber dafür fehlen einstweilen die Beweise.

Ein reichlich mageres Ergebnis! Und man könnte fragen: Wozu das alles? Aber gemacht, der heilige AURELIUS hat noch mehr Überraschungen für uns bereit. Bei einer deutschen Vita vermutet man natürlich eine lateinische Vorlage, und siehe da: Die Acta Sanctorum geben Auskunft!

Drei lateinische Viten des heiligen AURELIUS sind dort abgedruckt, eine aus dem 16. Jahrhundert, die uns nur wegen ihres Verfassers interessiert. Sie stammt nämlich von dem Hirsauer Abt und Humanisten JOHANNES II. HANNSMANN von Calw (1503 bis 1524). Was er angibt, hat seine Quelle in zwei älteren Viten, die ebenfalls in den Acta abgedruckt sind. Die eine, in vier Handschriften erhalten, stammt noch aus dem 10. Jahrhundert, und sie könnte im Kloster Reichenau entstanden sein. Auch sie weiß von dem Heiligen nicht mehr als wir schon kennen; auch sie berichtet in weitschweifigen, trocken historischen Ausführungen von dem Arianerstreit und vom Konzil zu Mailand, gibt aber auch hier nur verstaubte Konzilsakten wieder und enthält nichts von der EUSEBIUS-Geschichte. Von der Predigt in Armenien weiß sie nichts, berichtet nur nüchtern chronistisch von der Freundschaft der beiden Bischöfe, der Überführung des DIONYSIUS nach Mailand und von dem gemeinsamen Grab. Sie weiß dann noch anzugeben, daß AURELIUS später an irgendeinen Ort in Deutschland gebracht worden sei, kennt und nennt aber nicht das Kloster Hirsau. Als Vorlage für unsere deutsche Vita kommt sie nicht in Betracht.

Die dritte Vita dagegen, d. h. zeitlich die mittlere, deren älteste Handschrift gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Zwiefalten zu Pergament gebracht wurde, erwies sich als die unmittelbare Vorlage, aus der unsere deutsche Vita recht und schlecht und nicht ohne Fehler übersetzt wurde. Spätestens in das 12. Jahrhundert gehörte also diese Schilderung eines Heiligenlebens, dem ich erst durch das Zeugnis unseres deutschen Donauschinger Fragments auf die Spur gekommen war.

Aber es gab noch größere Überraschungen. Von den drei Handschriften, in denen diese lateinische Vita uns überkommen ist, erwies sich die jüngste, erst im 15. Jahrhundert in einem Kloster im westfälischen Münsterlande geschriebene, als die historisch wert-

De' S. Aurelio. Ep:
 Tu es sacerdos in aeternu.
 Orem, Da, quæsumus,
 om̄ipotens De,; ut beati Au,
 rely Confessoris tui atq, Pō,
 tificis Votiva Cōmemoratio;
 et devotionē nobis augeat,
 et salutē

Aus einem handschriftlichen Gebetbuch aus Zwiefalten (Stuttgart, Württ. Landesbibliothek Cod. brev. 136), das im Jahre 1700 geschrieben wurde: Gebet an den hl. AURELIUS.

vollste. Sie allein enthält nämlich einen Prolog, einen Widmungsbrief, und schon dessen erste Zeilen lassen jeden Germanisten aufhorchen: *Fratri dilectissimo et in divinarum scripturarum interpretatione acutissimo abbati Willihelmo vermis et non homo Ebersbergensis Williram ad omnia fraternae iusionis munia libentissimam convenciam*. Dem hier die geneigteste Bereitwilligkeit des Autors ausgesprochen wird, das ist Abt WILHELM von Hirsau; daran läßt der Fortgang des Briefes keinen Zweifel. Und der Absender ist der berühmte Abt WILLIRAM von Ebersberg, dessen Kommentar zum Hohen Liede während des ganzen Mittelalters gelesen und abgeschrieben wurde und von dem heute noch 32 Handschriften bekannt sind. Daß WILLIRAM von Ebersberg, der vorher Schulhaupt in Bamberg gewesen war, Beziehungen zu OTLOH von St. Emmeram gehabt habe, hat MARIE-LOUISE DITTRICH einmal vermutungsweise ausgesprochen, und diese Vermutung gewinnt sehr viel an Wahrscheinlichkeit, wenn sich nun Beziehungen WILLIRAMS zu WILHELM von Hirsau herausstellen, der ganz sicher mit OTLOH gut bekannt war. Es ist wirklich seltsam: Im Jahre 1925 erschien der Band der Acta Sanctorum mit der AURELIUS-Vita WILLIRAMS. Kein Germanist und kein Historiker der deutschen Literatur des Mittelalters hat seither davon Kenntnis genommen. Ich schließe mich selbst und meinen WILLIRAM-Artikel im Verfasserlexikon nicht aus. Dabei kennen einige Mittellateiner, wie BERNHARD BISCHOFF, dieses Werk WILLIRAMS sehr wohl, und auch in einigen theologischen Lexika wird es erwähnt, freilich nicht unter dem Stichwort «WILLIRAM», wohl aber unter «AURELIUS». Es ist offenbar wirklich schwierig geworden, den Kontakt selbst unter eng benachbarten Wissenschaften zu pflegen.

Aber wir sollten nicht glauben, daß dies eine Klage und Plage unserer eigenen Zeit allein wäre. Bei

meinen AURELIUS-Forschungen habe ich natürlich auch die DIONYSIUS-Viten zu Rate gezogen – von denen übrigens WILLIRAM und auch der Verfasser der älteren Vita offensichtlich keine Kenntnis hatten. Sie sind im Mai-Band Nr. VI der Acta Sanctorum erschienen, und dort wird bereits in einer Fußnote auf WILLIRAMS AURELIUS-Vita hingewiesen. Dieser Band erschien 1866, also vor mehr als hundert Jahren, und weder WILHELM SCHERER, der Biograph WILLIRAMS, noch JOSEPH SEEMÜLLER, der Herausgeber seines Hohen Liedes, noch GUSTAV EHRISMANN oder irgendein anderer Germanist der älteren Generation ist darauf aufmerksam geworden. So bleibt mir die allerdings recht zweifelhafte und beschämende Ehre, hundert Jahre post festum als erster Germanist von diesem Werk WILLIRAMS zu berichten.

Dabei ist es recht geeignet, weiteres Licht auf die interessante, aber zwielichtige Persönlichkeit des Ebersberger Abtes zu werfen, dessen Paraphrase des Hohen Liedes und die lateinischen Gedichte seit langem bekannt sind. Die AURELIUS-Vita ist in einem meisterhaften, klangvollen Latein geschrieben, voll eingewirkter Reminiszenzen an die Bibel und Äußerungen der Väter. Dieser hohe Stil findet in der eingelegten Predigt, die natürlich WILLIRAMS eigenes Werk ist, seine Krönung. Sie kann geradezu als ein Musterbeispiel für die Schulerziehung der damaligen Zeit gelten. Die Aufgabe ist, die Irrlehre der Arianer zu widerlegen, und an dem Gleichnis vom Unkraut im Weizenacker (Matth. 13, 26) wird dieses Thema nun nach allen Regeln der artes praedicandi entfaltet und abgehandelt. Hier hat der Schulmeister einmal selbst ausgeführt, was er sonst seinen Schülern als Aufgabe zu stellen pflegte.

Im übrigen hat WILLIRAM viel Mühe auf das kleine Werk verwendet und beweist auch darin seine Gelehrsamkeit. Über das Mailänder Konzil hat er sich bei dem alten Kirchenhistoriker RUFINUS unterrichtet. Das gab ihm die stoffliche Grundlage. Außerdem aber kannte er eine einigermaßen abgelegene Predigt über den heiligen EUSEBIUS, die unter dem Namen des AMBROSIUS überliefert ist. Daraus entnahm er, zum Teil – besonders in den Reden – wörtlich zitierend, die farbige Darstellung des Mailänder Tumults. Wenn auch diese Szene mit AURELIUS gar nichts, und mit DIONYSIUS nicht viel zu tun hat, so belebt sie doch die Erzählung und paßt in den Stil einer erbaulichen Legende. Überhaupt unterscheidet sich WILLIRAMS Werk sehr vorteilhaft von jener anderen älteren Vita, die nichts als nüchterne Historie bringt.

Kann uns also das Werk selbst schon manchen neuen Aufschluß über Bildung und Arbeitsweise des Ver-



Ausschnitt aus der berühmten Ansicht des Klosters Hirsau, die kurz nach der Zerstörung durch französische Truppen unter General MÉLAC (1692) entstanden ist. Der Bereich um die einstige AURELIUSkirche, das Priorat, ist deutlich zu erkennen.

fassers bieten, so enthält der Widmungsbrief persönliche Äußerungen, die das bisher über WILLIRAM Bekannte, seinen Prolog zum Hohen Liede, das Widmungsgedicht an König HEINRICH IV. und die selbstverfaßte Grabschrift in höchst willkommener Weise ergänzen. Er kennt und rühmt die Werke WILHELMS von Hirsau, *de Computo* und *de Musica*, während er sich selbst «einen Ungebildeten (*ydiota*)» nennt, «der ich nur die Kasus und Tempora in den Bibelhandschriften zum Nutzen der Leser zu korrigieren bemüht bin». Damit wird die Angabe seiner Grabschrift erläutert, in der es nur heißt: *Correxi libros – neglexi moribus illos*: «Ich habe die (heiligen) Schriften korrigiert, mich aber in meinem Lebenswandel nicht nach ihnen gerichtet.» Bisher wußten wir nur, daß WILHELM von Hirsau selbst sich um die Besserung der Bibelhandschriften bemüht hat. Auch erfahren wir, daß WILHELM ihn gebeten habe, ihm die verbesserte (*emendatas*) Fassung seines Hohen-Lied-Kommentars zuzusenden, also offenbar jene zweite, überarbeitete Fassung, die WILLIRAM dem jungen König HEINRICH IV. widmete. *Nenias meas lusi*: «damit habe ich meinen Trauergesang» (oder gar: «meinem Grabgesang») gesungen, so schildert er seine Tätigkeit an diesem Werk, und das ist die Seelenstimmung, der er auch

in seinem Widmungsgedicht an den König Ausdruck verleiht. Dort ist ihm die Arbeit an den *Cantica* die *solatrix*, die Trösterin in seiner Ebersberger Einsamkeit, die er als Verbannung empfindet (*quem gravat exilium*).

Aber er ist doch immer noch der alte, ein wenig leichtfertige WILLIRAM. Auch das geht aus diesem Brief hervor. «Außerdem», schreibt er weiter, «hast Du mich gebeten, Dir das Leben des heiligen AURELIUS, von dem wir nur von den Enden der Welt nebelhafte Kunde (*caliginosa fama*) und einen ganz knappen Abriss haben (*parvissimo eloquio comprehensam*) zum Umfang eines Büchleins zu strecken. Nun bin ich freilich überzeugt, daß ein gelehrter Mann daraus weitläufige Reihen von Wörtern machen könnte, wie man aus einem Minimum von Gold oder Silber lange und breite Blattstreifen schlagen kann. Ich will zwar nicht behaupten, daß das für einen Ungelehrten wie mich ganz unmöglich wäre, aber es ist doch äußerst schwierig». Ein bemerkenswerter Vergleich und ein überraschendes Eingeständnis: Die Substanz wird nicht vermehrt, sie wird nur ausgewalzt. Und ich glaube geradezu sein Augenzwinkern wahrzunehmen, wenn er fortfährt: «Aber was gelehrte Kunst nicht vermag, das vollbringt die brüderliche Liebe. So lege ich denn be-

reitwillig meine ungeübte Hand ans Werk *ad eundam sacrae historiae materiam*, den Stoff dieser Heiligengeschichte breitzuklopfen.»

WILHELM von Hirsau mag diese Zeilen schmunzelnd gelesen haben. Aber immerhin war er es gewesen, der diesen nicht ganz unbedenklichen Auftrag erteilt hatte. Verständlich also, wenn die Handschriften mit der einen, für uns glücklichen Ausnahme, diesen Brief und damit auch den Autornamen unterdrückten. Desto dankbarer dürfen wir dem Zufall sein, der uns dieses Kabinettstückchen kollegialen Einvernehmens zweier hoher Würdenträger aufbewahrt hat. Und wie gut ist es zu wissen, daß es auch in diesem uns so fern liegenden Mittelalter zuweilen recht menschlich zugehen konnte.

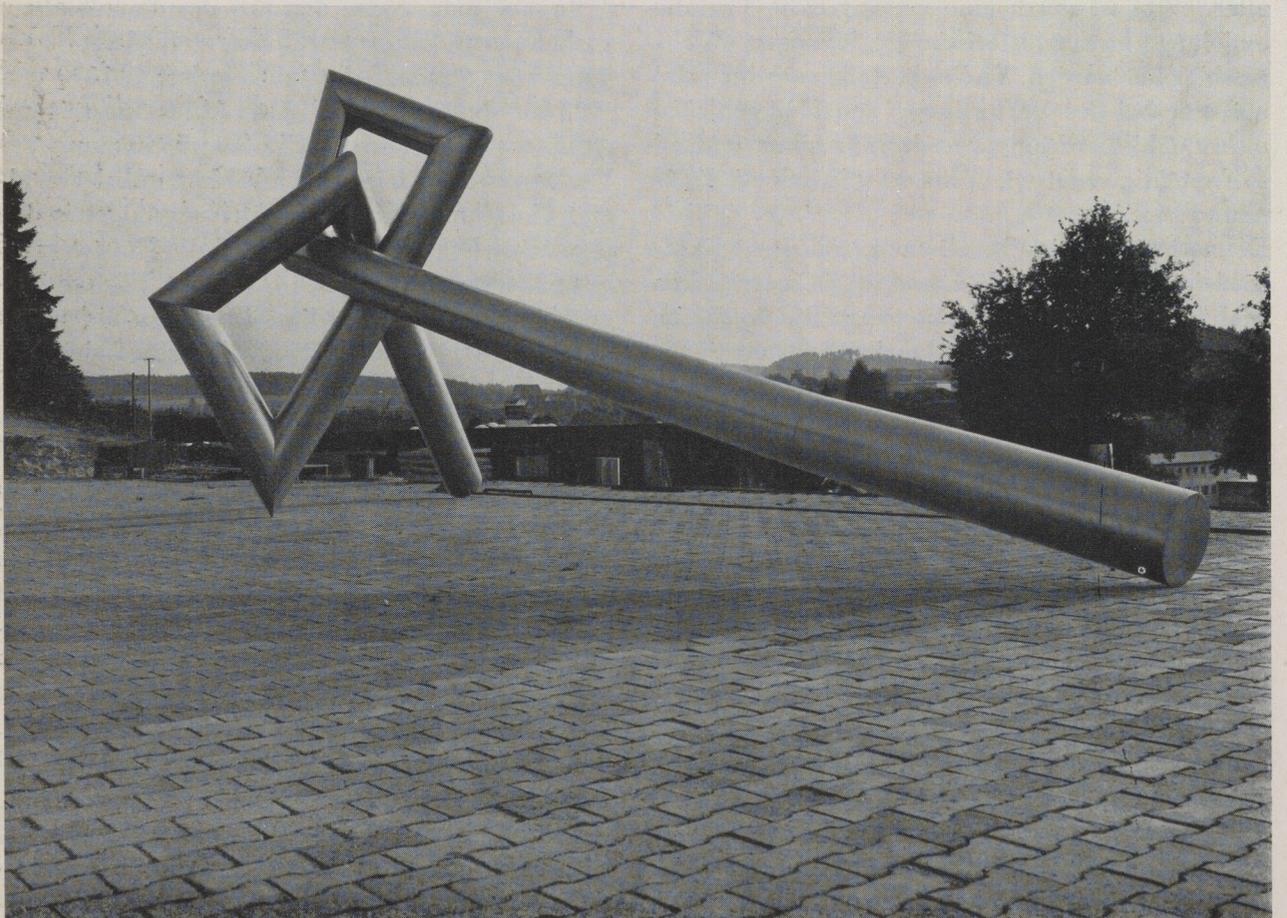
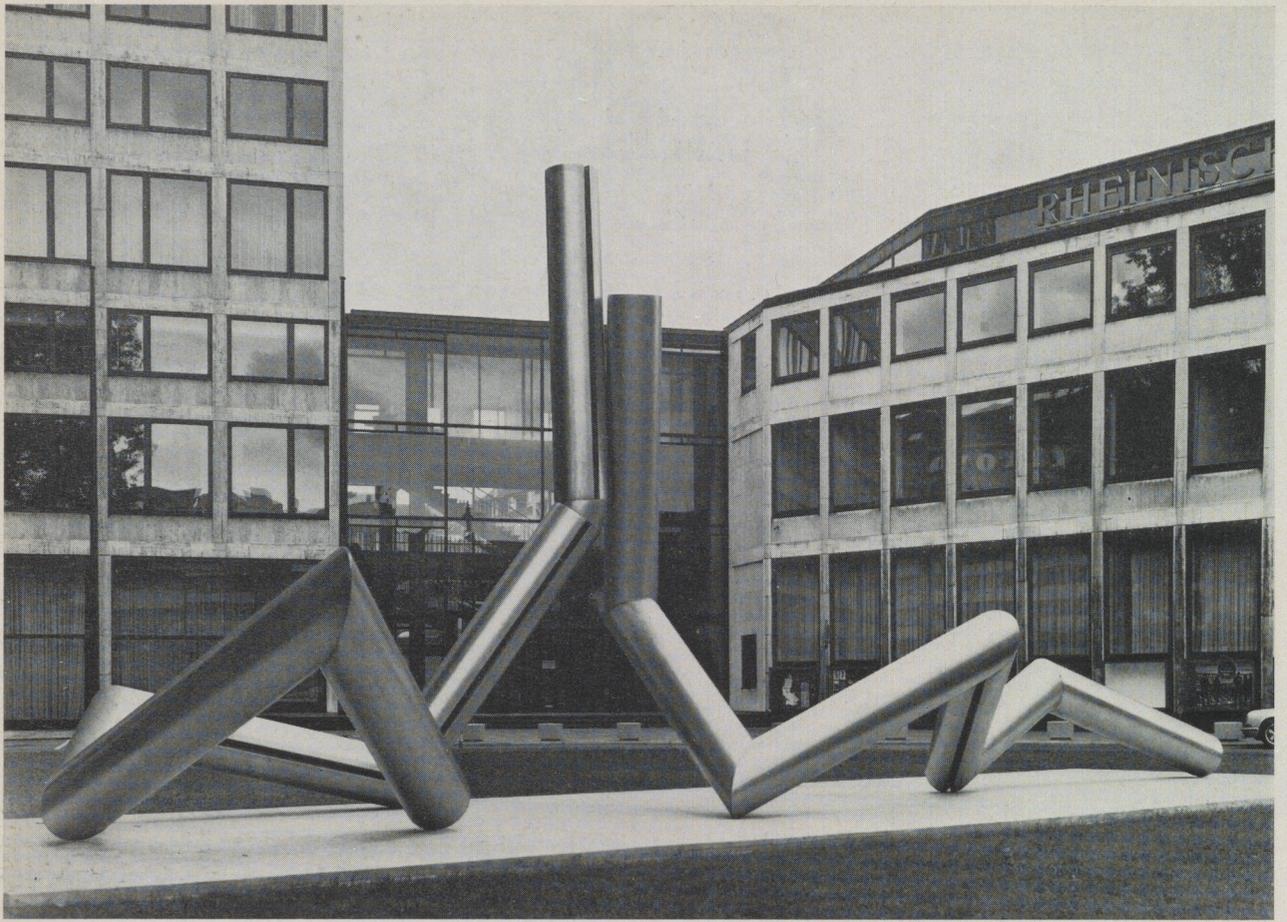
Aber wir wenden uns wieder dem philologischen Geschäft zu. Zunächst einmal haben wir zu fragen, was WILLIRAMS Quelle, jene *parvissimo eloquio comprehensa materia*, war. Die ältere Vita war es offenbar nicht; denn sie hat fast den gleichen Umfang wie WILLIRAMS eigenes Werk, war also schon ein *libellus*, wie ihn WILHELM sich gewünscht hatte. WILLIRAM wird sie nicht gekannt haben, er hätte sonst in ihr einen viel günstigeren Ausgangspunkt für sein eigenes Werk gefunden. Vielmehr scheint hier dasselbe, was WILLIRAM unternahm, schon einmal Ereignis geworden zu sein. Denn auch diese ältere Vita ist durch eine umfangreiche Präfatio und lange kirchenhistorische Darlegungen «breitgeschlagen» worden. Vielleicht stoßen wir hier also auf eine bei der Verfertigung von Heiligenleben nicht unübliche Praxis, von der nur selten jemand so freimütig redet wie WILLIRAM in seinem Widmungsbrief.

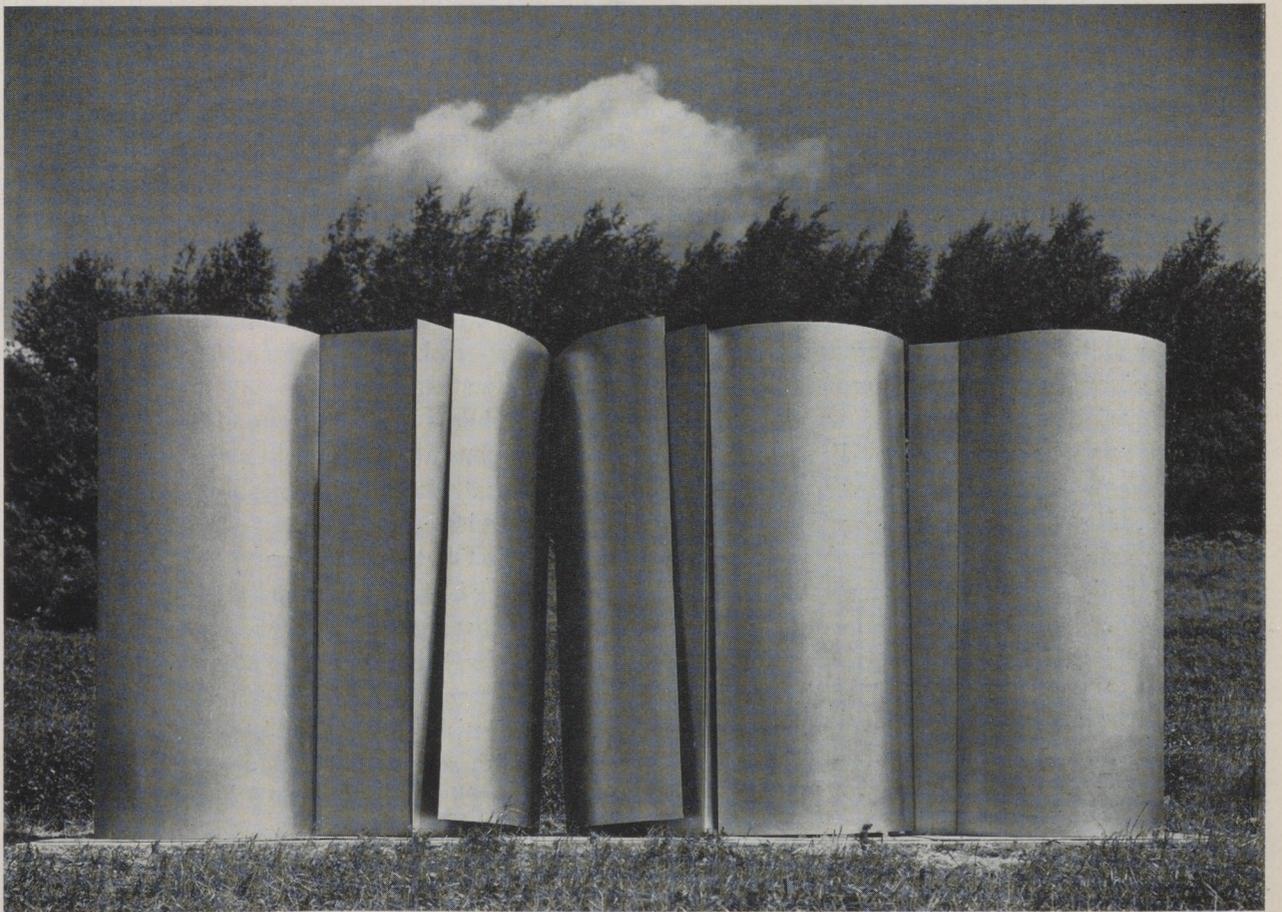
Dennoch zeigen die Viten Gemeinsamkeiten, die bis in kleine Einzelzüge gehen, und es gibt in dem alten Mailänder *liber notitiae sanctorum Mediolani* im barbarischen Latein des 6. Jahrhunderts eine ganz kurze Notiz über AURELIUS, die uns zum mindesten eine Vorstellung davon gibt, wie die gemeinsame Vorlage der beiden Viten beschaffen gewesen sein könnte. Obwohl sie nicht viele Zeilen enthält, würde es zu weit führen, wenn wir hier darauf eingehen wollten. Aber italienische Herkunft der Vorlage ist für die ältere Vita ohnehin anzunehmen, da sie, wie schon berichtet, nur vom Hörensagen über die Überführung der Reliquie nach Deutschland unterrichtet ist. Auch WILLIRAMS Vorlage braucht nicht anders beschaffen gewesen zu sein. Denn die bessere Kenntnis vom Verbleib der Reliquien verdankte er natürlich den Hirsauer Akten, die WILHELM ihm gewiß mitgeliefert hatte.

Und noch eine Frage erhebt sich. Hat man ein Werk identifiziert, was in diesem Falle nicht schwer war,

dann möchte man es nach Möglichkeit auch datieren. Da bieten sich nun als äußerste Grenzen der 28. Mai 1069, an dem WILHELM Abt von Hirsau wurde, und der 5. Januar 1085, der Todestag WILLIRAMS, an. Aber die Zeit des intimen Einverständnisses zwischen den beiden Äbten, das zur Entstehung der Vita führte, läßt sich doch noch enger eingrenzen. Zunächst redet WILLIRAM von der revidierten Fassung seiner Paraphrase des Hohen Liedes. Sie sollte dem König HEINRICH IV. gewidmet werden, nachdem die erste Version seinem Vater und Vorgänger, dem 1056 gestorbenen HEINRICH III., zugeeignet war. Eine solche Dedikation konnte aber kaum vor der Mündigkeitserklärung des jungen Königs, also nicht vor 1070, Erfolg versprechen. Daß das überarbeitete Werk kurz nach diesem Zeitpunkt von WILHELM von Hirsau erbeten wurde, ist auch aus anderen Gründen wahrscheinlich. Zunächst müßte es wohl noch den Reiz der Neuheit gehabt haben, der nach einigen Jahren gewiß schon vergangen war. Aber WILHELM muß sich zudem auch spätestens seit seiner Romreise im Jahre 1075 mit seinen ehrgeizigen Reformplänen und der Gründung des Peter- und-Paul-Klosters getragen haben. Seit dieser Zeit hätte ihm an der AURELIUS-Vita nicht mehr allzuviel liegen können. Wohl aber entspräche es gut den Anfängen des eifrigen Abtes, wenn er versucht hätte, auf jede Weise den Ruf des damals allein vorhandenen AURELIUS-Klosters zu fördern. So gelangt man also auf die Jahre zwischen 1070 und 1075 als die wahrscheinlichste Abfassungszeit der AURELIUS-Vita, und da die Seelenstimmung des Verfassers, die sich in seinem Widmungsbrief kundgibt, viel Ähnlichkeit mit seinen Äußerungen in den *Uersus ad Regem* aufweist, wird die Entstehungszeit näher an 1070 als an 1075 liegen. Für die Biographie WILLIRAMS ist diese Datierung nicht ganz unwichtig, da der zugehörige Widmungsbrief doch ein recht wichtiges Selbstzeugnis des alternden, in seinen großen Plänen enttäuschten Mannes darstellt.

Der heilige AURELIUS hat uns auf weite, und wie ich glaube, interessante Wege geführt. Es ziemt sich, daß wir noch einmal zu ihm zurückkehren, den wir als «Kopfweh-Heiligen» in Zwiefalten verlassen haben. Ein Teil seiner alten Klosterkirche, des AURELIUS-Klosters in Hirsau, hat alle Stürme der Zeiten überstanden. Moderne Architekturstil hat aus den Resten des alten Mittelschiffs mit seinen gedrungenen romanischen Säulen einen weihvollen, würdigen Kultraum geschaffen, in dem seit 1955 wieder regelmäßig der Gemeindegottesdienst stattfindet. Und im Jahre 1956 ist auch der heilige AURELIUS dorthin heimgekehrt.





Immer wieder wird ERICH HAUSER ein Bildhauer genannt. Wie denn auch sonst: so heißt nun mal einer, der Plastiken macht – ob er sie nun tatsächlich haut, aus dem Stein heraus oder aus gewachsenem Holz; ob er sie in Ton modelliert oder in Bronze gießen läßt. ERICH HAUSER formt seit dem Anfang der sechziger Jahre fast ausschließlich in rostfreiem Stahl. Und der läßt sich nicht hauen, gießen oder in herkömmlicher Weise modellieren. Stahl ist spröde, und elastisch zugleich, voll eigener Energie. Gegen sie stellt sich, mit ihr arbeitet, sie kalkuliert und überwindet ERICH HAUSER in der Arbeit.

Das hat wenig mit der herkömmlichen Bildhauerei zu tun. ERICH HAUSER hat kein Atelier, sondern eine Werkstatt, fast eine Fabrik – Apparatebau nennt er's gelegentlich halb scherzhaft. Er weist dem Besucher sein Handwerkszeug: die große elektrische Biegepresse – deren Arbeitsbreite übrigens auch die Dimension seiner Plastiken mitbestimmt –, den Schneidbrenner, das Schweißgerät und nicht zuletzt die vielfache Schleifapparatur.

Soviel zu Material und Handwerkszeug. Doch zum Ergebnis der Arbeit! Von Anfang an – 1956 hatte ich zum erstenmal Gelegenheit und Grund, nachdrücklich auf die Arbeiten des damals 26jährigen hinzuweisen –, von Anfang an schuf er Plastik, die in doppelter Weise Raum bestimmt: Raum, der von der Außenhaut des plastischen Materials umschlossen wird, und zugleich Raum, der als Funktion der einzelnen plastischen Elemente erscheint; sie geben ihm Koordinaten und bestimmen seine Strukturen: Plastik endet nicht an der abtastbaren Außenhaut, sondern umgibt sich selbst mit Raum – lebendigem, vibrierendem, sich mitteilendem Raum.

Die Außenhaut der Plastik ist hermetisch – zumal, wenn sie aus Edelstahl geschaffen wurde; aber der Raum ringsum ist zugänglich, er teilt sich mit. Man folgt der Entwicklung, die beide Arten von Raum bei ERICH HAUSER genommen haben, man folgt zugleich der Entwicklung einer Interdependenz zwischen beiden Komponenten plastischer Äußerung. Zunächst die Außenhaut, das Umschließende der stählernen Oberfläche! (Wir lassen die frühen Versuche mit anderen Materialien hier beiseite.) Lange bleibt diese Außenhaut deutlich das Ergebnis der Bearbeitung: geschweißte Heftungen und Nähte bleiben nicht nur sichtbar: sie sind als Fugen erkennbar, als Zusammenfügen; die Schleifscheibe profiliert sie zu gekehlten Sägezahnreihen. Anderswo hinterläßt der Vorgang des Schweißens geperlte

Flächen oder die Scheiben der Schleifmaschine zeichnen den Stahl in sirrenden Schwüngen, lassen Schraffuren entstehen und regenbogenschillernde Farben – fast malerische Elemente.

Plastisch aber, fühlbar, im Fühlen nachvollziehbar ist die Spannung der zusammengefügt Flächen. Denn die sind ja nicht einfach nur in geometrischen Formen ausgeschnitten, aneinandergelegt und festgeschweißt: Gezogen, gebogen, verspannt und dann von der Schweißnaht gegen ihre Spannung festgehalten – so erst werden sie in ihre Form gebracht. Und das ist nun erkennbar, das schwingt in der Oberfläche, das läßt sich mit der Hand erfühlen, das äußert sich im Licht: Wölbung nach innen, Wölbung nach außen, hier stärker, dort schwächer. Die Zusammenfügung von rostfreiem Stahlblech wurde zum Körper, zum überaus lebendigen Kunst Ding.

Dieses Leben strahlt aus, wirkt ein auf den umgebenden Raum, schafft sich seine eigene Umgebung. Die Teile der einzelnen Plastik – Aufragendes, Hervorspitzendes, Abgespreiztes – treten in Beziehung zueinander. Gesetze der Statik werden überspielt, vermutbarer freier Fall kehrt sich um zu Schwebeleichtheit; das Material des Stahls wird in seiner Schwere aufgehoben und auf seine Spannkraft reduziert – oder zu ihr befreit.

Reliefs von beachtlichen Dimensionen haben nichts Bestürzend-Herabstürzendes mehr. Man denkt an kindliche Papierfaltereien, aufgeblasen zu bizarren Gebilden, oder an licht Kristallines, von dem nur Strukturen wirklich sind (um doch im gleichen Augenblick das Unzulängliche solchen Vergleichens zu erkennen) oder an die Leichtigkeit von aufbrechenden herbst-trockenen Früchten, deren jeder Baum Hunderte zu tragen vermag.

Von hier her – von diesen (welcher Widerspruch wird hier bewältigt!) fast vegetativen Formen in Stahl – setzt die Entwicklung ein zu gerundeteren Formen, weichen Konturen, zu einer mehr und mehr geglätteten Oberfläche.

Dieser Weg ist inzwischen zu Ende gegangen bis zur letzten Konsequenz: Keine wie malerische Schleifspuren mehr, keine Hinweise mehr auf Verbindungen und Fugen, keine Schweißnähte. Das Machen verrät sich nicht mehr, das Gemachte steht für sich wie aus sich selbst: glatt, stählern, hermetisch und federnd straff umschließt die Haut den Innenraum der Plastik mit Flächen, die nun nach einfachen geometrischen Vorbildern gewölbt zu sein scheinen. Runde, konkav-konvexe oder doppelt konvexe



Hier wird der plastisch wirksame Raum transparent. Brechung und Beugung des Lichts wie des Blicks stellen sich ein an diesen Abbrüchen, Kanten und Spalten. Das war durchaus vorhanden in den frühen sechziger Jahren, das tat sich auf zwischen den unregelmäßig-eckigen, ungleich gewölbten, fast male-rischen Flächen – aber nun erreicht es eine zuvor kaum für möglich gehaltene Intensität.

Der Reichtum der Formen ist reduziert, der Reiz verborgener – aber die Spannung gesteigert, die Herausforderung zum Nachvollzug ist gewachsen.

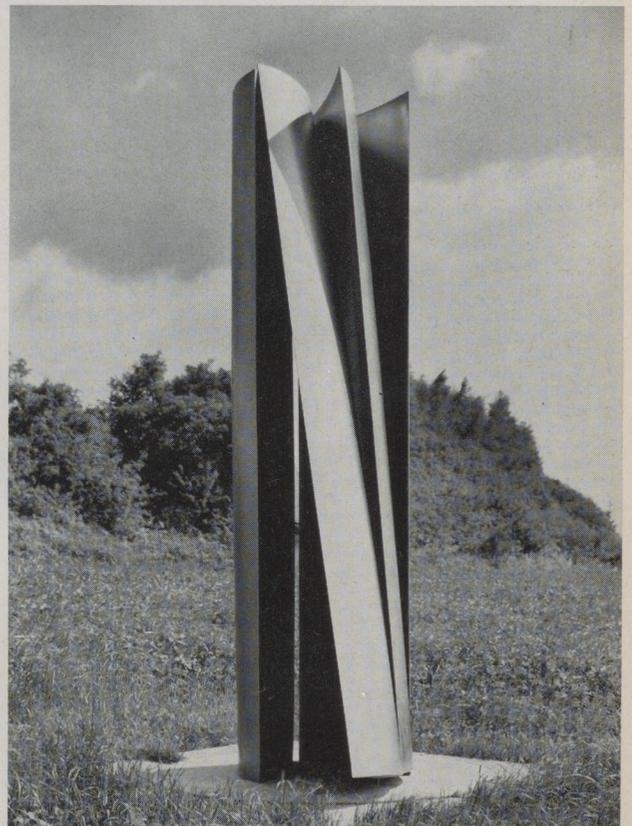
Dies vor allem in den Säulen, die sich auffächern und wieder zusammenschließen aus konvex-konkaven Elementen in der Säulenwand für Sao Paolo. Aus dem Spiel der Elemente, dem Spiel mit der Vorstellung einer Säule ergeben sich Durchblicke und Einblicke, Schwünge zwischen Fläche und Linie, Diskussionen in der Fläche (wie umgekehrt alle HAUSERSche Grafik Räume schafft) und zugleich Körperlichkeit, handfest, spürbar, erfahrbar, wenn man darauf zugeht, wenn man drum herum geht.

Man kann angesichts der geglätteten Außenflächen und der sparsamen Formgebung in Stahl Benennungen finden: kühl, intellektuell. Man kann versuchen einzuordnen: minimal art, hard edge...

Das hat wenig Sinn für den, der an den Umgang mit dieser Art von Plastik gewöhnt ist. Dafür sind diese Dinge viel zu lebendig. Dafür können sie bei

Querschnitte herrschen vor. Sie werden zusammengeordnet zu Säulen, säulenartigen Gruppierungen, zu Raumsäulen, Säulenwänden. Aber Säule bedeutet hier nicht: Tragendes. Diese Säulen sind selber das Ganze. Sie haben das Zeichenhafte der Stele, aber übertreffen diese durch ihren monumentalen Anspruch. Wo die Körperlichkeit des im einzelnen Element umspannten Raumes eindeutiger, fast monoton wird, kommt das Argument von der Zusammenordnung. Jetzt erst wird es – in diesen Zusammenordnungen – ganz erreicht: das Wechsel- und Zusammenspiel von Innen- und Außenraum.

Aus den Klüften und Verwerfungen im Gefüge der früheren Formgruppierung sind nun Spalten geworden – fast grafische Linienschwünge: In ganz geringen Abweichungen von einer zunächst vermutbaren geometrisch-technischen Perfektion äußert sich in ihnen – immer schon in den HAUSERSchen Arbeiten, aber zwischen den polierten Flächen nun ungleich dichter – Spannung, Vibration, Leben. Diese grafische Spannung von eigentlich ja nicht plastischen Linien – daß es sich um durchaus plastische Konturen handelt, muß man sich erst wieder vergegenwärtigen – dieses Spiel von Schwung und Spannung kennen wir aus den Radierungen und Zeichnungen HAUSERS – es erinnert ohne von ihm nachweisbar beeinflusst zu sein in der Funktion ein wenig an die geschlitzten Leinwände FONTANAS.



jedem Wiedersehen viel zu sehr neu sein, voller Entdeckung und Abenteuer. Vor allem, wenn man sie auf dem Skulpturenfeld bei Dunningen gesehen hat, vor die Konturen der Landschaft gestellt und gegen den Himmel, gegen das Abendlicht. Da wechselten Licht und Reflexe, da gab es Überschneidungen mit einem Weg, mit einer Hecke. Da wurden Silhouetten gelegentlich unscharf im Gegenlicht, da war die Umgebung bei aller Distanz auf den Oberflächen gegenwärtig.

Oder ein Relief vor der verwitterten Bretterwand eines Schuppens –. Man kann diesen HAUSERSchen «Apparaten» auch begegnen vor ganz privaten Häusern oder in Sparkassen oder vor Schulen: wenn nur das Licht wechselt mit Stunden und Tagen,

wenn nur ein Stück – und wenn auch noch so mieser – Alltäglichkeit zugleich mit diesen Dingen sichtbar wird, wenn sie Licht reflektieren und Schatten werfen dürfen, selber vom Schatten getroffen werden: dann leben sie.

Das eignet sich allerdings wenig, Fehler der Architekten zu kaschieren als sogenannte Kunst am Bau. Aber es fordert geradezu ein gewisses Maß an Öffentlichkeit. Und dem Publikum kann man nur wünschen, immer wieder mit soviel konsequenter Form konfrontiert zu werden: unserem Sehen, unserem Denken, unserer Existenz kann das nur guttun.

Alle Aufnahmen zu dem Aufsatz über ERICH HAUSER machte BRUNO KRUPP, Freiburg-Zähringen.

Der Schloßhof mit dem Reiterstandbild um 1890. (Foto: Landesbildstelle Stuttgart.)



Das Württembergische Landesmuseum *Hans Klaiber* im Alten Schloß

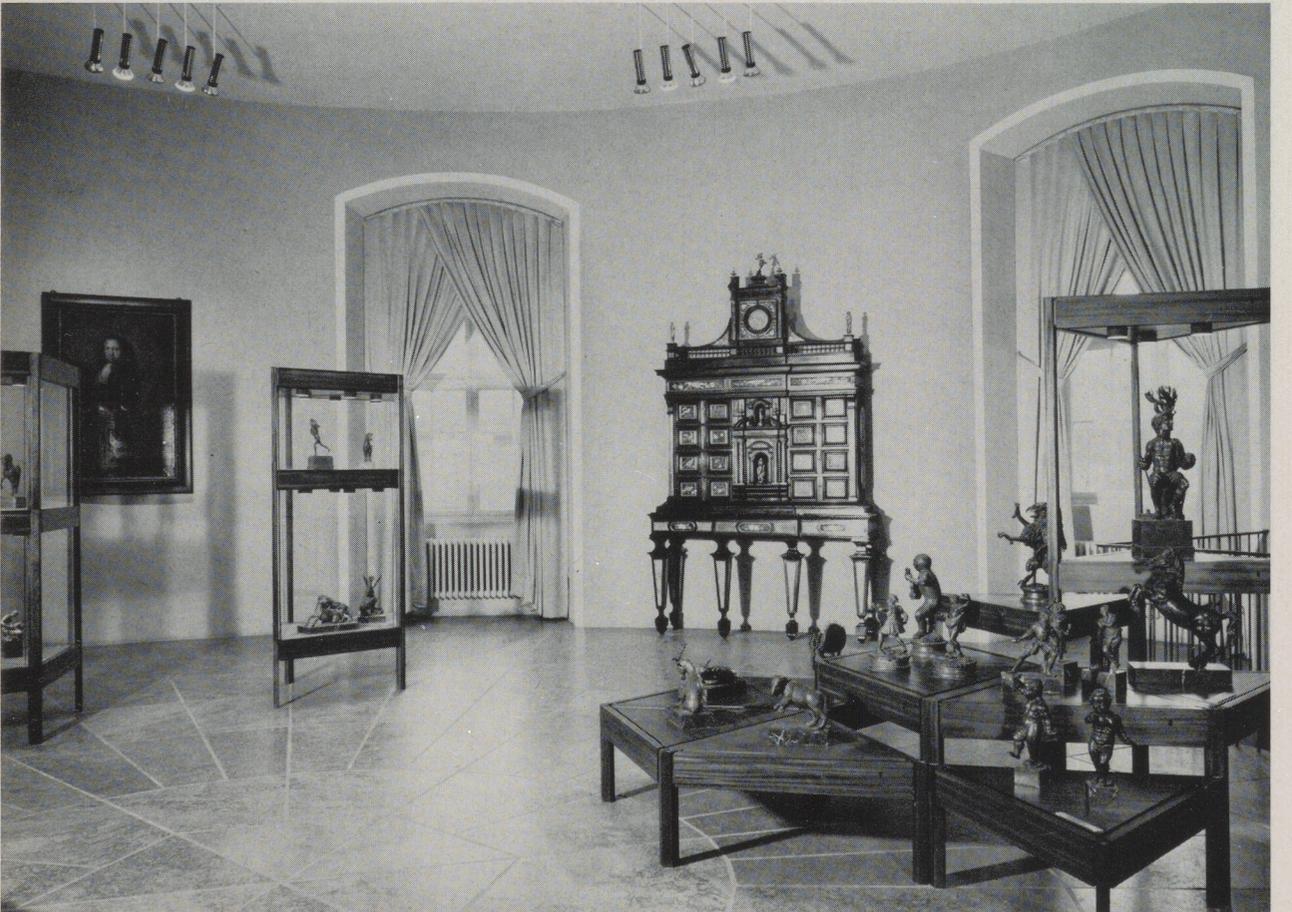
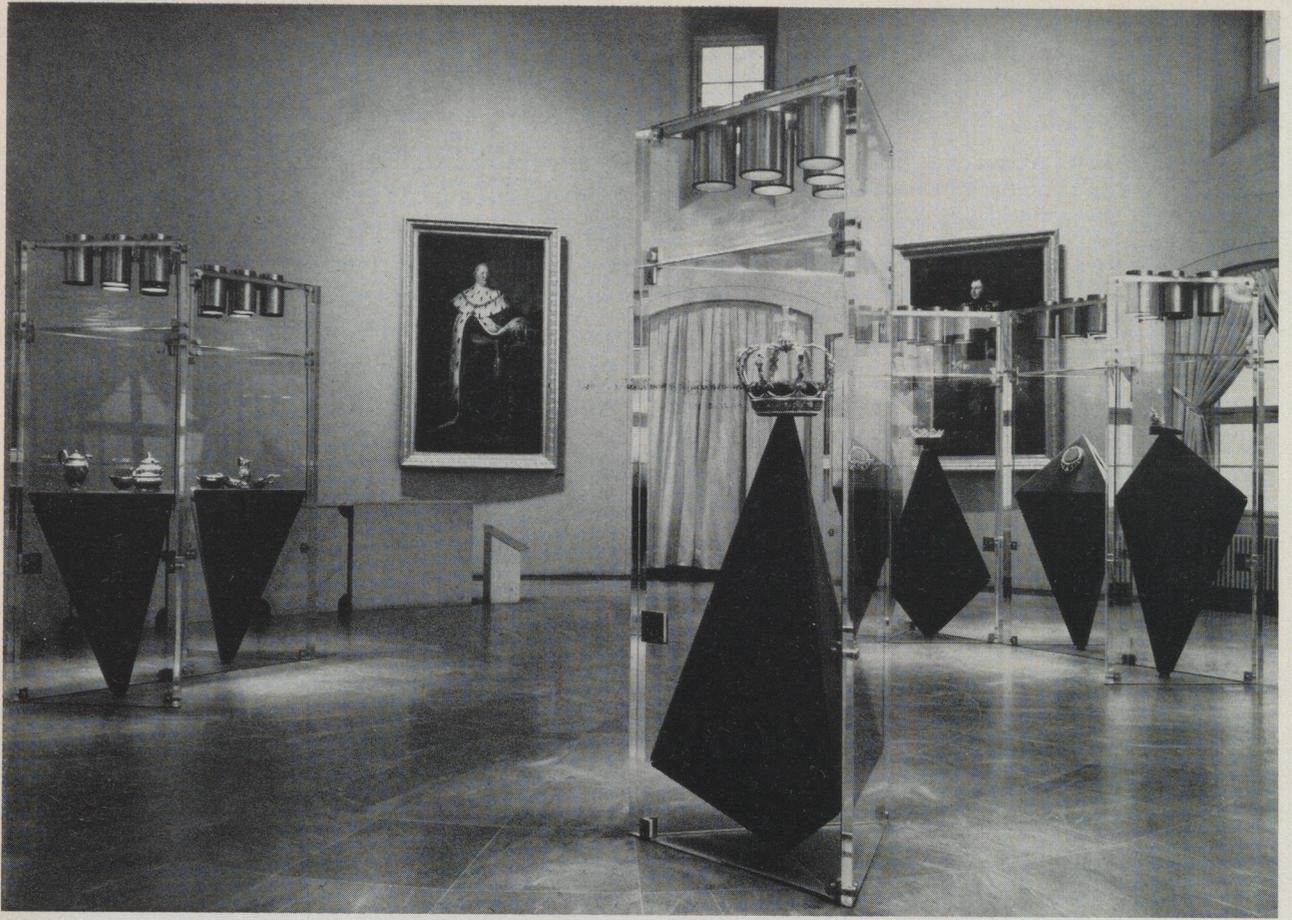
«Zweifellos ist es im Alten Schloß besonders schwierig, den Anforderungen eines heutigen Museums hinsichtlich des Zusammenklangs seiner Einrichtung und Ausstattung gerecht zu werden. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat jedoch gezeigt, daß die Verbindung des zentralen kunst- und kulturhistorischen Museums mit einem geschichtlich so bedeutenden Bauwerk wie dem Alten Schloß diese Nachteile aufwiegt. Im Alten Schloß besitzt das Museum somit das ihm gemäße Gehäuse.»¹

Mit der Übergabe des wiederhergestellten Dürnitzbaues am 26. Mai 1971 ist die Geschichte des Württ. Landesmuseums in eine neue Phase getreten, steht ihm doch erstmals in seinem 109jährigen Bestehen ein eigenes Sammlungsgebäude ganz zur Verfügung. Trittsteine auf diesem Weg sind die Jahre 1930 mit der Übersiedelung der damaligen Altertümersammlung in das Alte Schloß und 1948 mit der Eröffnung erster Räume ebendort für das «Württ. Landesmuseum». Dabei war schon von Anfang an versucht worden, das Alte Schloß als «Gehäuse» für die Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale zu gewinnen: Sogleich nach der Gründung der Sammlung am 17. Juni 1862 wandte sich der gerade berufene Verwaltungsrat, dessen Motor KONRAD DIETRICH HASSLER² war, auf dem Dienstweg an König WILHELM I. Der Chef des Kultdepartements befürwortete am 5. Juli die Bitte «um Überlassung der früheren Hofcapelle im alten Schloß zu einem provisorischen Locale für die Sammlung». Am 14. Juli lehnte sie der alte Herr, der im Wildbad weilte, ab mit der Begründung, «daß das fragliche Local zu seiner augenblicklichen Verfügung bleiben muß»³. Was war darunter zu verstehen? Die als einer der ersten protestantischen Kirchenbauten 1562 von Herzog CHRISTOPH eingeweihte Schloßkirche war 1807 von König FRIEDRICH aufgelassen worden, «weil sie für den ansehnlich vermehrten Hofstaat nicht mehr geräumig genug war»⁴. Sie wurde als Hofapotheke benützt und nahm eine Zeitlang Teile der Kunstkammer auf. 1860 endlich hatte König WILHELM seinen Hofbaumeister JOSEPH VON EGLE mit der Planung der Wiederherstellung beauftragt⁵, konnte sich aber in der Folge nicht zur Ausführung entschließen. Offenbar war 1862 das Projekt noch nicht ganz abgetan, da in der Eingabe darauf hingewiesen wird, daß für den Fall der «Erbauung der Hofkirche» das Lokal selbstredend geräumt werde. Unmittelbar nach WILHELMS Tod hat ja dann König KARL 1865 mit ziemlichem Aufwand die Kirche im Sinne der Zeit «restaurieren» lassen. KARL, der gewissermaßen mit dem Historismus aufgewachsen war, hatte über-

haupt eine besondere Vorliebe für das Alte Schloß, in dem er sogar als erster und einziger Landesherr eine Gruft für sich vorsah. Den schönen Arkadenhof in reinen Stilformen der deutschen Renaissance «staffierte» er geradezu durch die Überführung des historisierenden Reiterstandbilds EBERHARDS IM BART, das 1859 von LUDWIG V. HOFER für den Ehrenhof des Neuen Schlosses geschaffen worden war⁶. Durch die Ausstattung des monumentalen Sockels mit zwei großen laufenden Brunnen kam noch eine weitere Dimension romantisierender Einstimmung hinzu.

Man mag an KARLS Maßnahmen abnehmen, daß im Gegensatz zu Spätbarock und Klassizismus die Zeit ihr Altes Schloß wieder sehr schätzte. So lag es, ganz abgesehen von landesgeschichtlichen Bezügen, sehr nahe, daß der Verwaltungsrat der neuen Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale versuchte, gerade hier Fuß zu fassen. Letzten Endes wäre die Unterbringung des Museums natürlich nicht vom Raum der Schloßkirche abhängig gewesen, der seit seiner Herstellung wieder gottesdienstlichen Zwecken dient. Die Zeit für eine museale Nutzung des Schlosses war einfach noch nicht gekommen, obwohl die im Haus untergebrachten Bestände der Kunstkammer einen Ansatzpunkt dazu gegeben hätten. Doch war die Zuweisung des alten Residenzschlosses, wenn es auch schon ein Jahrhundert dieser Funktion entfremdet war, für ein Museum, das zudem noch kein rechtes Gesicht hatte, 1862 noch kaum denkbar. Vom fiskalischen Standpunkt sprach dagegen auch die tatsächliche Nutzung als Nebengebäude des Neuen Schlosses. Immerhin war in ihm die Hofküche untergebracht⁷, dazu das Obersthofmeisteramt und zahlreiche Amtswohnungen höherer und weniger hoher Chargen.

Nachdem es auf den ersten Anhieb nicht gelang, ins Alte Schloß einzuziehen, herrschten für Jahrzehnte Verhältnisse, die wenig geeignet waren, wie es so schön in dem Gesuch von 1862 hieß, «für den Beginn der Sammlung derselben den Anfang zu erleichtern». Über angemietete Privathäuser führte der Weg 1884/86 in die Untergeschosse der neuen Bibliothek. Hier war die trotz allen äußeren Widrigkeiten wachsende Sammlung dicht gedrängt und wie in einem Magazin untergebracht. Aus reinem Rummangel mußten noch 1902 so wertvolle Stücke wie der Herrenberger Altar an die Galerie abgegeben werden.



Die Feier des 50jährigen Bestehens der Sammlung 1912 gab Anlaß, auf die unwürdigen und unhaltbaren Zustände hinzuweisen. Schon 1910 hatte sich ein Fördererverein (heute Gesellschaft zur Förderung des Württ. Landesmuseums) gebildet, der den Plan einer Weiterführung der Sammlungsteile als «Historisches Landesmuseum» so wirkungsvoll propagierte, daß endlich die Errichtung eines eigenen Sammlungsgebäudes überhaupt in Erwägung gezogen wurde. Für seinen Bau hatte der Verein die beachtliche Summe von 300 000 Goldmark gesammelt, doch brachte der Verlauf des Ersten Weltkrieges diesen hoffnungsvollen Ansatz wieder zu Fall.

Nach 1918 bemühte sich die Museumsleitung, in den freigewordenen Stuttgarter Schlössern neuen Raum für die Sammlungen zu finden. Dies gelang zunächst im Neuen Schloß, in dem seit 1921 wenigstens die kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen langsam Fuß fassen konnten. Nachdem ein Jahrzehnt zuvor der Gedanke der kulturgeschichtlichen Integration beider Hauptsammlungen als Landesmuseum sich durchgesetzt hatte, war der Preis hierfür eigentlich zu hoch, denn nun wurden die Sammlungen organisatorisch in zwei selbständige Museen aufgespalten: in das «Schloßmuseum», das zugleich auch die historischen Räume im Neuen Schloß betreute, und in die «Altertümersammlung» mit den vor- und frühgeschichtlichen Beständen, die in der Landesbibliothek verblieb.

Die Altertümersammlung bemühte sich jahrelang vergeblich, ihrerseits in das Alte Schloß einzuziehen. Ebenso scheiterten Anstrengungen, gleichfalls im Neuen Schloß Platz zu finden, obwohl 1926 ein entsprechender Landtagsbeschuß herbeigeführt worden war. Nur die Antikensammlung konnte 1927 im Neuen Schloß aufgestellt werden. Erst 1930 war es soweit, daß die Altertümersammlung in Teile der Flügel des Christophsbaues des Alten Schlosses umziehen konnte. Sie wurden von der Brandkatastrophe des 21. Dezember 1931 verschont, die den Dürnitzbau mit den beiden angrenzenden Türmen bis auf die Umfassungsmauern zerstörte⁸. Der Wiederaufbau des Alten Schlosses brachte eine völlige Neuordnung der Verhältnisse mit sich. Sie ermutigten in den Jahren vor 1939 wiederum zu einem neuen Anlauf, die regionale Kulturgeschichte von der Steinzeit bis in die Gegenwart in einem Landesmuseum darzustellen⁹. Andere Sammlungsteile, wie etwa die Antikensammlung oder die Waffensammlung, sollten dagegen im Neuen Schloß verbleiben.

Bis zum Kriegsbeginn war der Wiederaufbau des Alten Schlosses nicht abgeschlossen. So konnte von

der neuen Planung lediglich die Umstellung der vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen und die Aufstellung von Handwerkerstuben der volkskundlichen Sammlungen in den Flügeln verwirklicht werden. Der Luftkrieg brachte vor allem 1944 schwere Schäden, die diesmal das ganze Schloß betrafen.

Waren seit 1862 immer äußere Umstände für das Schicksal des Museums bestimmend gewesen, so ging die zweite Nachkriegszeit einen umgekehrten Weg: durch eine Verordnung des Staatsministeriums vom 18. Juni 1947 wurden die beiden Museen als «Württembergisches Landesmuseum Stuttgart» wieder zusammengefaßt. Überlegungen über seine Unterbringung mußten sich zwangsläufig auf das Alte Schloß konzentrieren, da dessen Wiederaufbau schon 1947 begonnen wurde, während die Erhaltung des Neuen Schlosses lange Zeit noch ungewiß war.

Schon 1948 konnten im 1. Obergeschoß des Christophsbaues ein paar Säle mit vor- und frühgeschichtlichen Beständen eröffnet werden. Im Jahr darauf folgte im Geschoß darüber ein Teil der kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen. Der provisorische Zugang zu den Sälen erfolgte über eine offene Holzterrasse im Hof. Bald wurde man sich darüber klar, daß für die Menge und die Vielfalt der über den Krieg geretteten Bestände die Ausstellungsfläche auch beim endgültigen Ausbau des Alten Schlosses nicht ausreichen werde. Deswegen wurden Zweigmuseen geplant. Ihre Reihe wurde schon 1950 mit einer provisorischen Aufstellung barocker Bestände und Kunstkammerstücke im Schloß Ludwigsburg eingeleitet. Das erste ständige Zweigmuseum konnte 1959 im neuen Hauptbau des Ludwigsburger Schlosses unter dem Motto «Höfische Kunst des Barock» eröffnet werden.

Heute bestehen zur Entlastung des Alten Schlosses weitere Zweigmuseen: das Federseemuseum in Bad Buchau, das Limesmuseum in Aalen und der römische Weinkeller in Oberriexingen für den archäologischen Bereich, für die kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen die «Kunst des Mittelalters» in Bebenhausen¹⁰ und das noch in Aufstellung begriffene «Historische Museum Schloß Urach». Für die volkskundliche Sammlung ist ein weiteres Zweigmuseum in Schloß Waldenbuch vorgesehen. In dem 1967 vom Land erworbenen Schloß Weikersheim sind infolge seiner eigenen reichen Ausstattung keine Museumsbestände aufgestellt. Den vom Württembergischen Landesmuseum museal betreuten Schlössern Ludwigsburg und Solitude wurden einzelne Objekte zur Ergänzung der Ausstattung zur Verfügung gestellt. Zur Aktivierung der noch magazi-





nierten Bestände, insbesondere der 1968/69 vom ehemaligen Landesgewerbemuseum übernommen, wird es notwendig sein, zusätzliche Aufstellungsflächen in Stuttgart oder Ludwigsburg zu gewinnen.

Selbstverständlich wurden über den Zweigmuseen die Aufstellungsmöglichkeiten im Alten Schloß nicht vernachlässigt. Seit 1956 konnten im 1. Obergeschoß des Christophsbaues in 14 Sälen die «künstlerisch wertvollsten Stücke» der kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen in zeitlicher Ordnung von der Romanik bis in den Spätbarock gezeigt werden. 1958 wurden die vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen auf zehn Säle umgestellt und erweitert; sie stellten den Zeitraum von der Altsteinzeit bis zur alamannisch-fränkischen Besiedlung des Landes dar¹¹. Im Zuge der Neuaufstellung und von Bauarbeiten zur endgültigen Fertigstellung auch der Flügel mußten beide Aufstellungen 1968/69 abgebaut werden.

Die Konzeption der Gesamtaufstellung des Württembergischen Landesmuseums im Alten Schloß trat dem Baufortschritt entsprechend 1965 in ein konkretes Stadium ein. Sie orientierte sich an dem seit 1862 praktisch unverändert bestehenden Auftrag, die «vaterländischen Kunst- und Altertumsdenk-

male mit geschichtlichem und namentlich kulturgeschichtlichem Interesse durch Vereinigung vor Untergang, Zersplitterung und Verschleppung zu sichern und durch öffentliche Ausstellung zur Kenntnis und Anschauung des Publikums zu bringen». Unter «vaterländisch» ist heute als spezifischer Sammelbereich der Raum zwischen Schwarzwald und Iller, Bodensee und Main zu verstehen, der das ehemalige Land Württemberg umschließt; einzelne Sammlungsteile, wie das Münzkabinett oder die Antikensammlung, überschreiten diese Grenzen naturgemäß noch mehr wie etwa das Kunsthandwerk, das von Anfang an überregional gesammelt wurde.

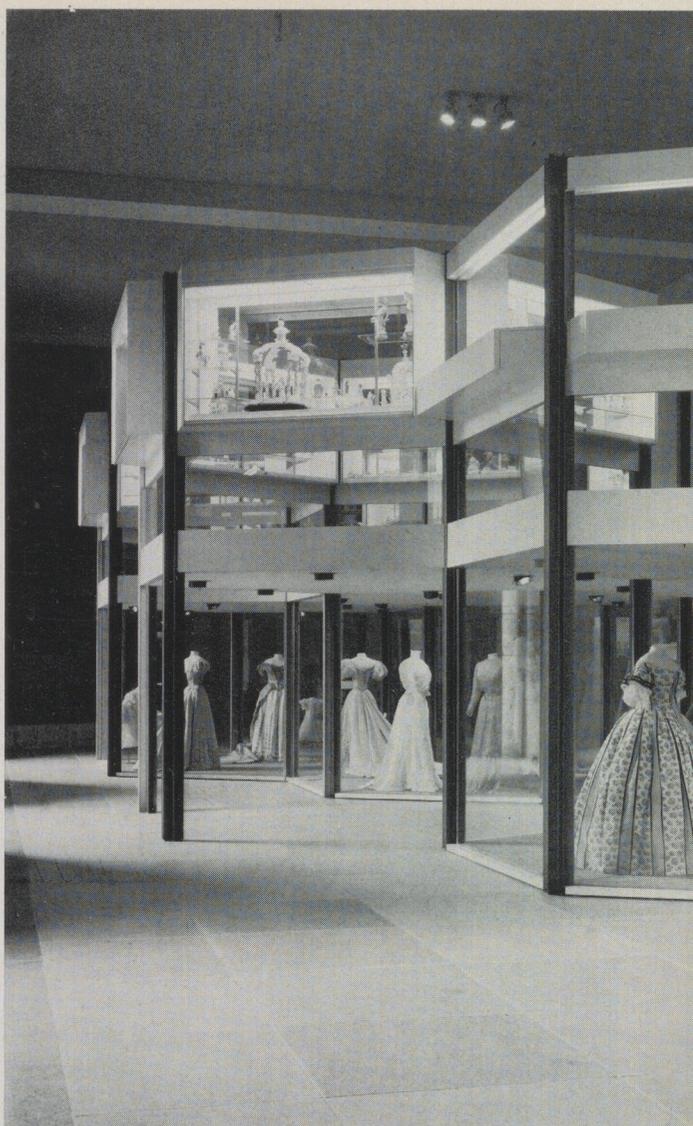
Da die «öffentliche Aufstellung» ja nur *eine* Funktion der Museumsarbeit darstellt, für die das Sammeln und Bewahren sowie das Forschen die Voraussetzungen sind, mußte die im Alten Schloß zur Verfügung stehende Gesamtfläche von 10680 qm so aufgeteilt werden, daß all diesen Funktionen optimal Rechnung getragen werden kann: für Magazine und Depots etwa 1000 qm¹², für die Verwaltung und wissenschaftliche Bearbeitung einschließlich aller Hilfseinrichtungen etwa 1300 qm und für die Restaurier- und Konservier-Werkstätten einschließlich von Speziallaboren ebenfalls 1300 qm,

ihnen stehen 6500 qm für die Schausammlungen gegenüber. Von besonderer Bedeutung war dabei vor allem der Entschluß, die Restaurier- und Konservier-Werkstätten zusammen mit einer neuen Photoabteilung auf einer Ebene im Dachstock anzuordnen und sie gleichzeitig auf lange Sicht sinnvoll auszubauen. Es hat sich als richtig erwiesen, den Ausbau der Werkstätten zeitlich so vorzuziehen, daß sie schon im Sommer 1967 in Betrieb genommen werden konnten. Nur dadurch war es überhaupt möglich, die zahllosen Objekte für die Neuaufstellung von 1971 zu bearbeiten.

Die Büroräume befinden sich in den Dachgeschossen der beiden Flügel des Christophsbaues. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß sich Direktion und Verwaltung der kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen bis 1960 im unterteilten Archivraum befanden, der heute als Konferenzsaal dient.

Die Konzeption der Schausammlungen selbst war wiederum die des «Landesmuseums», nämlich eine Darstellung der Kulturgeschichte des württembergischen Landesteils vom ersten Auftreten des Menschen bis in die jüngste Vergangenheit. Wie bei der Planung der 30er Jahre sollte dies unter Einbeziehung der volkskundlichen Bestände geschehen. Außerdem mußten nun auch Spezialsammlungen, wie die Kunstkammer, das Münzkabinett oder die Antikensammlung im Alten Schloß eine entsprechende Berücksichtigung finden. Der Umfang dieses Programms zwang zu einer straffen Planung der Hauptaufstellung, die in Befriedigung des gewachsenen Bedürfnisses nach Information, didaktisch in eine durchgehende Folge von Themenkreisen gegliedert wurde. Darüber wird unten noch zu sprechen sein.

Als 1968 durch eine Vereinbarung zwischen Wirtschafts- und Kultusministerium Teilbestände des ehemaligen Landesgewerbemuseums, wie etwa die Uhren- und Musikinstrumenten-Sammlung, übernommen wurden, wäre es gerade noch möglich gewesen, sie in der Planung unterzubringen. Diese war damals schon so weit fortgeschritten, daß an die Ausschreibung der Einbauten, Vitrinen usw. gegangen werden konnte. Im Frühjahr 1969 wurde dann die Übergabe aller übrigen vor 1920 entstandenen Bestände des Gewerbemuseums eingeleitet. Die Übernahme der umfangreichen Bestände, die seit dem Krieg weitgehend deponiert waren, brachte die selbstverständliche Verpflichtung mit sich, möglichst viel davon zur Aufstellung zu bringen. Dies bedeutete eine völlige Revision des Aufstellungskonzepts. Dabei war nicht nur an die Präsentation des eigentlichen Kunsthandwerks zu denken, das



durch die Vereinigung der beiden Museumsbestände plötzlich ein überragendes Gewicht bekam, vielmehr entstanden auf dieselbe Weise ganz neue Akzente durch Komplexe wie den der großen Textil- und Kostümsammlung, besonders aber den der Uhrensammlung, die in diesem neuen Zusammenhang besonders zu berücksichtigen waren. Die Verbindung der kunsthandwerklichen Bestände zur Kulturgeschichte der Region ist, soweit sie nicht selbst aus ihr stammen, immerhin in der Tatsache zu sehen, daß sie seit den Tagen von Ferdinand Steinbeis, also seit 1849, für die Förderung des heimischen Gewerbes als Vorbilder gesammelt und genutzt worden sind. Besonders enge Beziehungen bestehen etwa bei den Textilien, den Uhren und den Saiteninstrumenten zum Aufbau der entsprechenden Industrien im 19. Jahrhundert. Die Berücksichtigung der neuen Sammlungsteile in der Halle und im 3. Obergeschoß der Dürnitz

brachte zwangsläufig eine weitere Straffung in der Darstellung der Kulturgeschichte des Landes mit sich. Besonders bedauerlich war es dabei, die neu aufgebauten volkskundlichen Bestände nicht mehr im Alten Schloß berücksichtigen zu können. Nur deswegen, weil schon 1969 Aussicht bestand, im Schloß Waldenbuch ein eigenes volkskundliches Zweigmuseum einzurichten, konnte auf diesen Sammlungsteil im Alten Schloß verzichtet werden.

Die endgültige Konzeption der Neuaufstellung sieht eine Darstellung der Kulturgeschichte des Landes an Hand folgender Themen vor: Umwelt und Mensch, die Veränderung der Umwelt durch den Menschen (vorgeschichtliche Sammlung) – Völker der Frühzeit (frühgeschichtliche Sammlung) – Imperium Romanum (Antikensammlung und provinzialrömische Sammlung) im 1. Obergeschoß des Christophbaues; Anfänge mittelalterlicher Kultur im alamannischen Raum (frühmittelalterliche Sammlung) – Kloster und Kirche, Bildwelt kirchlicher Kunst (Skulpturensammlung) – Geschichte und Kultur des Mittelalters und der Neuzeit (landesgeschichtliche Bestände der kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen) im 2. Obergeschoß von Christoph- und Dürnitz-Bau. Es wird also möglich sein, auf einem Rundgang im 2. Obergeschoß Geschichte und Kultur des schwäbischen Stammes von der Landnahme bis in den Beginn unseres Jahrhunderts zu verfolgen.

Bis jetzt verwirklicht ist lediglich das Mittelstück der Aufstellung, die wiederum in ikonographische Themengruppen unterteilte «Bildwelt kirchlicher Kunst». Es steht zu hoffen, daß bis 1975 die übrigen Teile aufgestellt werden können, so daß auch die für Süddeutschland so bedeutsamen archäologischen Funde wieder zugänglich sein werden.

Die weiteren 1971 eröffneten Teile der Aufstellung im Dürnitzbau und in den anschließenden Türmen sind: eine Studiensammlung kirchlicher Skulpturen im 1. und 2. Obergeschoß des Ostturmes, die im Kontrast zur «Bildwelt» kunstgeschichtlich geordnet ist und eine Abfolge vom frühen 13. bis zum späten 18. Jahrhundert ergibt. In drei Geschossen des Südturmes geben, zusammen mit einer allgemeinen Einleitung, die Waffen, Bronzen und Zimelien der Herzoglichen Kunstkammer einen Einblick in die Frühzeit des Sammelns von Kunstwerken und Raritäten. Als Relikte der Sammlungen der einstigen Landesherren, die durch die Kunstkammer den Grund aller heute in Stuttgart bestehenden Staatlichen Sammlungen legten, sind auch diese Bestände aufs engste mit der Kulturgeschichte des Landes verbunden. Dies gilt gleichermaßen für den Württembergischen Kronschatz, der als Depositum der

Finanzverwaltung im 4. Obergeschoß erstmals in einer ständigen Aufstellung gezeigt wird.

In der Dürnitzhalle ist auf zwei Ebenen eine repräsentative Auswahl von Kunsthandwerk in Form von Textilien, Kostümen und kostbarem Gerät zu sehen. Wie die Studiensammlung zur Skulptur, sind diese Bestände stilistisch angeordnet und vermögen an Hand ausgesuchter Bestände zugleich eine Einführung in die Formengeschichte vom Mittelalter bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts zu geben. Im 3. Obergeschoß des Dürnitzbaues sind drei Spezialsammlungen untergebracht: das Münzkabinett, das erstmals seit 1862 hier eine seiner Bedeutung entsprechende Aufstellung erfahren hat; es wird durch einen Benutzerraum und das Büro der Sammlungsleiterin im benachbarten Ostturm erschlossen. Daran an schließt die Sammlung wissenschaftlicher Instrumente, vorwiegend aus Beständen der Kunstkammer. Sie ist verbunden mit der neuen Uhrensammlung, die, verbessert durch beachtliche Neuerwerbungen, heute eine der besten ihrer Art ist. Die eiserne Großuhr der Stuttgarter Stiftskirche von 1530, Arbeiten von JOHANN SAYLLER in Ulm, sowie die astronomischen Werke von PHILIPP MATTHÄUS HAHN, der die feinmechanische Industrie in Württemberg initiiert hat, sind auch hier von besonderem landeskundlichem Interesse. Dasselbe gilt von die Auswahl der Musikinstrumente, die um die Uhrensammlung angeordnet ist. In ihr ist eine ganze Anzahl von Tasteninstrumenten aus einheimischer Produktion vertreten.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erklärung, daß die Verwirklichung eines so umfangreichen und vielfältigen Konzeptes bei den heutigen Anforderungen an eine zeitgemäße Gestaltung und den technischen Möglichkeiten hierzu vom Museum allein nicht mehr geleistet werden kann. Es sei hier dankbar vermerkt, daß die Staatliche Hochbauverwaltung durch das Staatliche Hochbauamt Stuttgart I, neben der örtlichen Bauleitung für das Alte Schloß noch ein besonderes Architektenteam für die Gestaltung der Neuaufstellung zur Verfügung stellte. Unter Leitung von Oberbaurat P. JESBERG erarbeitete dieses Team in jahrelanger enger Fühlung mit dem Museum die ungemein differenzierte Durchgestaltung jedes Raumes der bislang in Dürnitz und Türmen verwirklichten Aufstellung.

Gewisse Schwierigkeiten machten die jeweils etwa 1000 qm messenden Geschosse des Dürnitzbaues, die mit einer Tiefe von 20 m allein schon in der Frage der natürlichen Belichtung problematisch sind. Durch die Anordnung verschiedenartiger Einbauelemente gelang es jeweils, die gestalterischen und technischen Probleme zu lösen. So wurde die in An-

Lehnung an die gotische Form rekonstruierte Dürnithalle durch den Einbau eines Systems zweigeschossiger Sechseckpavillons optimal genutzt, ohne den Gesamteindruck des Raumes zu zerstören. Große Vitrinenräume umschließen die aufgestellten Kostüme, besonders reizvoll ist die Anordnung der Kunsthandwerk-Vitrinen im Obergeschoß, die interessante Durchblicke mit kabinetartig geschlossenen Raumbildungen verbindet. Außerdem konnte noch ein Informationszentrum in Form eines Amphitheaters für 60 Personen angeschlossen werden. Die Kapitel der thematischen Aufstellung der Skulpturen, Gerätschaften und Glasbilder in der «Bildwelt kirchlicher Kunst» des 2. Obergeschoßes modifizierten ihrerseits die Gestaltung des Raumes. Nach zahlreichen Modellversuchen konnte sie durch deckenhohe Wandelemente über der Grundform des Oktogons so gelöst werden, daß eine ganze Folge von Innenräumen entstand, die zugleich als Hintergrund für die Aufstellung an den Außenseiten zu dienen vermag. Einzelfiguren werden durch fahnenartige Wandstreifen getragen und hinterfangen. Besondere Mühe machte das an sich heikle Problem künstlicher Beleuchtung plastischer Objekte. Durch zahlreiche praktische Versuche gelang es, aus der eine Befeuchtungsanlage kaschierenden Einbaudecke mit schwenkbaren Lampentöpfen die Objekte einigermaßen befriedigend anzustrahlen, ohne daß störende Beleuchtungskörper zu sehen sind. Großobjekte, vor allem Altarretabel, sind auf Betonformsteine gestellt, die nur formal an den ursprünglichen Aufbau erinnern und dabei weit davon entfernt sind, einer peinlich wirkenden Milieubildung Vorschub zu leisten.

Auch das 3. Obergeschoß wurde für die Aufnahme drei so verschiedenartiger Sammlungen wie Münzkabinett, Meßinstrumente und Uhren und Musikinstrumente durch Einbauten gestaltet. Das Münzkabinett wird durch drei große U-förmige Einbauten gebildet, die im Innern eine schräg hervortretende Vitrinenzonen aufweisen. Für sie hat die Idee der Bartheke Pate gestanden: kräftige Armstützen ermöglichen das bequeme Betrachten der auf schräger Fläche ausgelegten Münzbestände. Diese werden auf der Rückwand durch ein Band mit Texten, Karten und Vergrößerungen erläutert. Derselbe Vitrentyp wurde auch für das Kabinett der Taschenuhren angewandt. Um die Münzvitri- nen steht eine ganze Schar offener Kleinvitri- nen, in denen mittels drehbarer Plexiglas-Rahmen Münzen und Medail- len von beiden Seiten aus unmittelbarer Nähe be- sehen werden können. Diese Vitri- nen sind aus einem eigens entwickelten Typus aufgebaut, der mit zentralem Fuß auf einer prismatischen Beton-



platte in beliebiger Addition auch im 2. Obergeschoß benutzt wurde.

Meßinstrumente und Tischuhren sind in drei anschließenden Einbauten von versetzt U-förmigem Grundriß untergebracht. Sie weisen ein schmales Schaufensterband auf, etwa in der Art eines Juwelierfenster. Furnierte Innenseiten geben Uhren und Münzen jeweils eine kostbare Folie. Die hell bespannten Außenseiten dienen als Hintergrund für die Musikinstrumente, die wiederum auf bezogenen Podesten mit und ohne Zwischenwände stehen.

Besonders reich differenziert ist die Gestaltung des Kunstkammerturms: der Raum der Waffen hat einen Backsteinboden und grün getünchte Wände, ein halbrunder Einbau von Betonformsteinen fungiert nach innen als Hintergrund für eine Didaktik und bildet nach außen Vitri- nen aus. Die Bronzesamm- lung steht auf und in dreieckigen Tischelementen,

die auch als Vitrinen aufeinandergestellt sind. Auf die Patina der Bronzen wurde das Mahagonifurnier der Tische und Vitrinen wie auch der rote Wandton abgestimmt, der in den Portieren der großen Fenster noch einmal anklingt. Im Gegensatz zu diesen Geschossen hat der etwas niederere Zimelienraum einen viel intimeren Charakter, der vor allem durch die verhältnismäßig klein geschnittenen Sammlungsschränke betont wird. In ihnen wird, gewissermaßen auf kleinen Bühnen, mit Hilfe einer Dekoration in verschiedenfarbigen Rohseiden das kostbare Ausstellungsgut ganz individuell präsentiert. Der Kronschatz wiederum ist in seinem hohen Turmraum mit Oberlichtern sehr feierlich gehalten. Seine hellen Wände werden von den großen, goldgerahmten Bildnissen der Könige beherrscht, während die Brillanten und Farbsteine des Schatzes in schwergesicherten Dreieckvitrinen aus nächster Nähe zu sehen sind.

Besonderer Wert wurde auf die Information des Besuchers gelegt: ein in Aufgaben und Tätigkeit des Museums einführender Tonbandvortrag mit Dias kann im Amphitheater durch einfachen Knopfdruck ausgelöst werden. An der benachbarten Theke werden Auskünfte erteilt und können Publikationen, Postkarten und Dias erworben werden. Daneben unterrichten Übersichtspläne über den Aufbau der Sammlungen im ganzen Haus. Die Beschriftungen sind in der Regel dreifach konzipiert: entsprechend herausgestellte Texte umreißen Sammlungskomplexe wie die Herzogliche Kammer oder das Kunsthandwerk, einzelne Kapitel davon werden in knappen Erläuterungen auf kleinen Stehpulten abgehandelt, schließlich ist jedes Objekt mit einer möglichst informativen Beschriftung versehen. So wird etwa bei den Skulpturen in der «Bildwelt kirchliche Kunst» zusätzlich noch versucht, auf die Ikonographie einzugehen.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die Neuaufstellung des Württ. Landesmuseums im Alten Schloß in ihren Einzelheiten zu erläutern. Wichtig scheint es jedoch, hier auf die durch das «Gehäuse» wesentlich mitbestimmte Formung dieser Neuaufstellung und ihr Zustandekommen in Planung und Ausführung aufmerksam gemacht zu haben. Bis zur endgültigen Fertigstellung der noch fehlenden Teile der Aufstellung in den Flügeln des Christophsbaues wird noch manches zu tun sein. Erst wenn alles steht, wird es möglich sein, ein endgültiges Urteil über den neuen Inhalt des Alten Schlosses zu fällen. Es werden dann die Besucher sein, für die dies alles ja eingerichtet worden ist, die allein schon durch die Häufigkeit ihres Kommens ein Votum darüber abgeben können, das zu beachten sein wird.

¹ Zitat aus dem Prospekt: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, ein Überblick anlässlich der Wiederherstellung des Alten Schlosses 1971, Stuttgart 1971, S. 5.

² vgl. P. GOESSLER: Die K. Altertümersammlung in Stuttgart und ihr archäologischer Bestand von 1862–1912, in: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912, Stuttgart 1912, S. 3 ff. – Zur Person K. D. HASSLERS vgl. G. SCHENK: KONRAD DIETRICH HASSLER, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken X, Stuttgart 1966, 361/74; leider geht dieser Beitrag auf HASSLERS wesentliche Tätigkeit für das Landeskonservatorium und die Altertümersammlung kaum ein.

³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 14, B 186 II, L 2.

⁴ vgl. K. PFAFF: Geschichte der Stadt Stuttgart II, Stuttgart 1846, 35.

⁵ wie Anm. 3, L 1.

⁶ Das Reiterstandbild war von König WILHELM I. in Auftrag gegeben worden und nach dem Modell von LUDWIG VON HOFER (1801–1887) 1859 in München bei FERDINAND VON MILLER gegossen worden. Noch im Dezember desselben Jahres wurde es, wie BACH berichtet, im Hof des neuen Residenzschlosses «mit großem militärischem Pomp enthüllt». – Die Konzeption der Aufstellung im inneren Schloßhof (vgl. G. WAIS: Alt-Stuttgarts Bauten im Bild, Stuttgart 1951, Abb. 402, 403) kann nur im Zusammenhang mit der 1836 begonnenen romantischen Ausstattung der Erdgeschoßräume des Corps de logis durch Fresken mit «vaterländischen Szenen» von JOSEPH ANTON GEGENBAUER verstanden werden, die bis 1854 fortgesetzt wurde. Für den Sohn KARL, der 1865 begann, Räume in Neu-Rokoko im Neuen Schloß auszustatten, mußte das Standbild an diesem Platz stillwidrig sein, weswegen er es in das Alte Schloß versetzte. Um die Jahrhundertwende wurde dann von BACH und WINTERLIN die Plastik selbst heftig kritisiert, offenbar weil sie nicht akademisch genug war. Gerade dies wird heute wieder besonders im Fall HOFERS als positiv empfunden. – A. WINTERLIN: Württembergische Künstler in Lebensbildern, Stuttgart 1894, 338 f.; M. BACH: Stuttgarter Kunst 1794–1860, Stuttgart 1900, 305.

⁷ Die alte Hofküche hatte zwei hohe pylonenförmige Kamine, die vor der Front des Planieflügels lagen. 1820 wurden sie zu einem Anbau in der Art des Archivbaues verändert, der dann 1930 entfernt wurde, vgl. R. W. SCHMITT: Das Alte Schloß in Stuttgart, Stuttgart 1932, Tafeln 7–10; G. WAIS op. cit., 30. – Nach dem «Adreß-Kalender für die Kgl. Haupt- und Residenzstadt Stuttgart auf das Jahr 1860» wohnten im Gebäude alter Schloßplatz 6 außer dem Hofmarschall Graf UXXÜLL noch 20 Parteien, die sich vor allem aus dem Bereich der Hofküche rekrutierten.

⁸ Dokumentation in R. W. SCHMITT, Das Alte Schloß in Stuttgart, Stuttgart 1932.

⁹ Alte Akten des Württ. Landesmuseums Stuttgart.

¹⁰ vgl. die entsprechenden Museumsführer.

¹¹ vgl. die alten Museumsführer: Kunstgeschichtliche Sammlungen, Stuttgart 1959, und: Kleine Vor- und Frühgeschichte Württembergs im Gang durch das Württ. Landesmuseum, Stuttgart 1963.

¹² Weiteren Magazinraum hat das Landesmuseum in Ludwigsburg.

Alle Aufnahmen stellte mit einer (gekennzeichneten) Ausnahme das Württembergische Landesmuseum Stuttgart zur Verfügung.

Leser-Forum

Das Versprechen von Heft 1971/3, Seite 176, wonach die Redaktion sich vorbehält, aus einzelnen Stellungnahmen zum LEYGRAFSCHEN Aufsatz charakteristische Abschnitte zu veröffentlichen, erfüllen wir in diesem Heft an anderer Stelle; das Versprechen wurde, so meinen wir, reichlich wahrgemacht. Damit ist die Diskussion zu diesem Aufsatz abgeschlossen, nicht jedoch das Gesamt-Thema «Heimat heute», denn wir werden uns immer wieder damit zu beschäftigen haben, heute und vor allem in der Zukunft.

Zunächst nun zur Resonanz auf das «neue» *Gesicht* der «Schwäbischen Heimat» (es ist inzwischen ein Jahr alt geworden). Dazu meint Herr KURT HOFFMANN, Stuttgart, Heidehofstraße 2:

«Vor mir liegt die «Schwäbische Heimat» 1971/3 mit der Frage, was denn die Leser zum neuen Gesicht und zu inhaltlichen Fragen meinen. Es wird immer schwer sein, hier eine Lösung zu finden, die allen zusagt. Außer den verschiedenen Ansichten der Generationen überhaupt ist ja auch an den sicher sehr differenzierten Leserkreis zu denken, der vom Heimattümler alter Art bis zu zukunftsfreudigeren Zeitgenossen reicht. Ich kann Ihnen hier nur meine höchst subjektive Antwort geben.

Der veränderte Umschlag und die neue Typografie im Heft gefallen mir durchaus. Ich habe keine Werkszeitschrift von Wasseralfingen griffbereit – aber wenn sie so gut lesbar und klar gegliedert ist wie die «Schwäbische Heimat» in ihrer jetzigen Gestalt, ist das kein Vergleich, den Sie zu scheuen bräuchten! Und mir persönlich ist eine Antiqua zu lesen noch immer am angenehmsten – auch wenn ich in Büchern meines Verlages oft eine Groteskschrift verwende (wenn nämlich relativ wenig laufender Text und viel Architektur auf den Seiten steht).

Weil ich der Architektur etwas näher stehe als der Durchschnitt Ihrer Leser, bin ich *für* Grundrisse. Fotos lügen ja nach Brennweite des Objektivs recht erheblich.

Dagegen würde ich nicht für Gedichte plädieren. Es gibt für mich nur ganz wenige, die mich erfreuen. Und nach meiner Erfahrung ist gerade Lyrik etwas, das sich einem oft nur in der Wiederholung ganz erschließt. Da ist die Zeitschrift für mich kein geeignetes Forum.

Das Wichtigste in der «Schwäbischen Heimat» sind für mich die Aufsätze selber, auf die Form der Buchstaben kommt's mir da weniger an.»

Herr LUDWIG ROLLER, Thomashardt (jetzt Lichtenwald), Haldenstraße 9, stößt sich auch an der «technisch» wirkenden Aufmachung. «Noch mehr würde ich mich jedoch stoßen, wenn die «Schwäbische Heimat» wie in Heft 3 zu 80% nur noch (oder hauptsächlich) für Fachleute geschrieben wird...» Hier möchte die Redaktion versichern, daß sie das gerade nicht will. Wir sind keine «Parteizeitung» und keine Fachzeitschrift, deshalb sind Partei- oder Fach-«Chinesisch» nach Möglichkeit ausgeschlossen. Freilich können wir das Maß an Verständlichkeit und Lesbarkeit nur ungefähr anpeilen, denn immer mehr schaffen sich die einzelnen Wissenschaftszweige ihre Fachsprache. Ob der Autor das immer verleugnen oder überwinden kann, das ist die Frage. Dennoch versprechen wir, darauf ein wachsames Auge zu werfen.

Auf unsere Frage nach dem Platz des *Gedichts* in der «Schwäbischen Heimat» haben uns zwei Zeitschriften erreicht. Zunächst dazu Herr Dr. FRIEDRICH E. VOGT, Stuttgart 80, Junoweg 1, den viele unserer Leser sicherlich kennen:

«Ich schließe mich der Ansicht von W. C. in L. an, möchte indes noch einiges hinzufügen: Ein Heimatblatt ohne Gedicht ist wie eine Heimatstadt ohne Brunnen(figuren), Erker, Anläglein, Hauswandbilder, Simsverzierungen usw. Und wie das ist, sehen wir doch und spüren wir in unseren trostlos-nüchternen Neusiedlungsvierteln.

Im übrigen vertritt das Gedicht längst nicht mehr nur die Gefühlswelt, das Nur-Ästhetische, «Romantische», Antiquierte: es hat mehr und mehr auch die Rolle der aktuellen kritischen Aussage, das Aufreißen einer uns bewegenden Sachlage, eines Anliegens in konzentrierter und damit einprägsamster und wirkungsvollster Form übernommen; zum Teil unter erneut-bewußter Beziehung des Dialekts (als Gegengewicht zur immer steriler, öder und uniformer werdenden Allerweltssprache).

Also: Lockern Sie auch künftig die «Schwäbische Heimat» auf: wie durch Bilder, so auch durch Gedichte (die nicht Reimklingeleyen zu sein brauchen!). Nur eines ist unerläßlich: diese müssen den heutigen literarischen Ansprüchen genügen!»

Dazu gab Herr Dr. VOGT ein Beispiel für «ein (progressives) Gedicht, das sich bewußt des mittelschwäbischen Stuttgarterdialekts bedient und dadurch, ebenso wie seinem Inhalt nach, einen aktuellen Aspekt gerade der Heimat liefert». Es lautet:

Em Boda dren

guggä¹

*wo dees noh naus will:
d dammstròß am leuzebad isch gsperrt
d halb neckerstròß verengt
d torstròß verlegt*

*nòch kalta' tal
uff cannstatt nonter
de fildera' zuas
wurd grubelt geschippt ond grammt
schmeißt mr zement
en holzverschalongsgrüster nei'
baut mr a schaltnetz
tiaf dren
em boda*

*ja no:
mir wernt en bälde
dò honta
mit dr u-bah'
durch onser «city»
viel weiter schneller sicherer
fahra könna –*

*doch von dr sonn
ond von de stern
ond von de wolka
wurd mr noh weniger z sehet kriaga
noh weniger
wia scho heut*

FRIEDRICH E. VOGT / Februar 71

¹ *altstuttgarterisch für etwa: wer weiß?
(aus: Gott gebe??)*

Mit einer grundsätzlichen Betrachtung von Herrn WOLFGANG MILITZ, Stuttgart, Hölzelweg 6, sei das heutige «Leser-Forum» beschlossen:

«Das Gedicht steht heute in einer Krise», sagen Sie. Das ist richtig. Doch welche geistigen und seelischen Werte, so möchte ich dagegen fragen, stehen heute nicht «in der Krise»? Auch der Begriff, die Auffassung vom Wesen der «Heimat», wie der Aufsatz von Herrn LEYGRAF und die anscheinend vielstimmige Reaktion darauf anzeigen. Aber wollten Sie deshalb den «Heimatsbund» auflösen, das Erscheinen der Zeitschrift einstellen? Ich glaube und hoffe nicht. Deshalb hier ein paar Worte als eine Art Plädoyer für das Gedicht. Es ist, so meine ich, geradeso Aussage – manchmal vollgültigere – wie ein Aufsatz, ein Bericht oder gar eine statistische Aneinanderreihung äußerer Fakten. Sollten wir es uns nicht selbst zugeben – HAJEK ist in seiner Art wohl auch der Meinung –, daß Kunst einfach ein Bestandteil des Lebens ist! Sie gehört in das Menschenleben und -streben hinein und kann nicht von ihnen getrennt werden. Ist nicht schon der menschliche Organismus ein Kunstwerk und nicht etwa Apparatur, bei der die Teile willkürlich ausgewechselt und ersetzt werden können, wie bei einer Maschine? Ist dazu nicht jedes Menschenleben ein Kunstwerk? Überall, wo Kunst vom Leben getrennt wird, wo sie als Überbau, Freizeitbeschäftigung und Hobby mehr oder weniger abgetan wird, ist entgeistete Abstraktion die Folge. Dichtung aber ist Kunst, auch wenn sie in der Krise steht, geradeso wie Heimat Realität ist, auch wenn ihr Begriff Krisen durchmacht.

Nun denke ich bei Dichtung und Gedicht gar nicht an Romantik, wie es vielleicht in der das Gespräch anregenden Zuschrift anklang. Romantik als Begriff und Seelenstimmung hat heute – übrigens literarhistorisch ganz zu Unrecht – einen sentimental-beigeschmack, der sich allzu leicht mit dem Urteil der Lebensuntüchtigkeit verbindet. Das ist, wie vieles andere auch, dem «modernen Menschen» nicht leicht klarzumachen. Ich habe mich immer bemüht, auch in veröffentlichten Aufsätzen, diesem Irrtum entgegenzutreten. So ein Ruf verhallt heute ebenso wie das Eintreten für das Gedicht. Schrei an leeren Betonwänden entlang!

Ich möchte auch nicht protestieren. Kritiken sind sinnlos, wo sie nicht in sich den Weg zum Besseren zeigen oder im Tun vor Augen stellen. Dann aber scheint mir das Wort Protest oder Kritik bereits falsch am Platze. Beides wird überwunden im positiven Tun.»

Buchbesprechungen

Luftbildatlas Baden-Württemberg

Luftbildatlas von Baden-Württemberg. Eine Landeskunde in 72 farbigen Luftaufnahmen von FRITZ FEZER und UWE MUUSS. München: List; Neumünster: Wachholtz 1971. 177 S., 72 farbige Luftaufnahmen. Geb. DM 39,80.

Später als andere Bundesländer (Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Hessen) hat nun auch Baden-Württemberg seinen Luftbildatlas aus der Gemeinschaftsproduktion des Paul List- und des Karl Wachholtz-Verlages bekommen. Schon beim ersten Durchblättern wird sichtbar, daß sich die große Erfahrung der beiden Verlage und des Luftbildphotographen UWE MUUSS, der auch Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen aufgenommen hat, hier in besonders glücklicher Weise mit derjenigen des Bearbeiters und Textgestalters FRITZ FEZER vereinigt hat, um eine hervorragend erschlossene, wissenschaftlich einwandfreie und vielseitig verwendbare Beispielsammlung von hoher ästhetischer Wirkung zu gestalten. Die Übersichtskarte der von NW nach SO streifenförmig angeordneten naturräumlichen Großräume mit den Nummern der einzelnen Luftbilder neben der die Einzelbezeichnungen in etwas anderer Gruppierung aufführenden Inhaltsübersicht läßt die Anordnung sofort erkennen. Auf eine kurze landeskundliche Einleitung (S. 9–18) folgen dann die 72 ausgewählten Bildbeispiele, denen jeweils auf der gegenüberliegenden Seite der erklärende Text beigelegt ist. Der Benutzungswert ist vor allem durch eine recht ausführliche «Auswahl aus dem neueren Schrifttum» (S. 164–174) erweitert. Sie ist ebenso wie das Gesamtwerk nach allgemeinen landeskundlichen Gesichtspunkten und Großlandschaften, sodann aber auch nach den in den Bildbeispielen dargestellten Teilräumen gegliedert. Ihr folgt ein Begriffs- und Ortsregister.

Man muß zunächst natürlich die Frage erheben, ob der recht anspruchsvolle Untertitel «Eine Landeskunde in 72 farbigen Luftbildern» berechtigt ist. Ist es überhaupt möglich, mit nur 72 Beispielen einen so stark gegliederten vielseitigen politischen Raum landeskundlich darzustellen? Die Landesteile Baden und Württemberg sind zwar in zahlenmäßig ausgewogener Weise berücksichtigt; die ungleichmäßige Streuung der Aufnahmepunkte liegt aber nur zum Teil in der Natur des Objekts begründet. 7 Bildern aus dem Gesamtschwarzwald stehen 41 aus dem Schwerpunktsraum Neckarland gegenüber. Innerhalb der größeren Räume bemühen sich die Herausgeber, Oberflächenformen und Vegetation, Flurform und Anbau, Dorf und Stadt, Industrie und Verkehr in gleicher Weise zum Sprechen zu bringen. Daß hierbei Individualitäten wie z. B. bestimmte Industrien und Städte mehr Aufnahmen erforderlich machen als natur-

geographische Landschaftstypen, ist einleuchtend. Dennoch vermißt man bei landeskundlich kritischer Betrachtung die Erfassung der großen typologischen Züge unserer südwestdeutschen Landschaft. Der Gegensatz zwischen Rheinebene, Vorbergzone und Schwarzwald, der scharfe Unterschied zwischen rheinischem und danubischem Relief und der Blick auf eine der weithin ziehenden markanten Schichtstufen fehlt ebenso wie eine klare Darstellung des eindrucksvollsten aller Stufenränder, des Albrands, mit seinen geköpften Tälern. Gewiß, das Luftbild als solches läßt schon das Relief weniger deutlich erkennen; die Farbaufnahme, deren Überlegenheit für Agrargeographie, Siedlungs- und Industrielandschaft nicht in Frage gestellt werden soll, überdeckt zudem durch Farbtöne die Schattenplastik des Reliefs, und so sind manche wohlgemeinten Hinweise in der landeskundlichen Einleitung (z. B. in S. 14 auf Dolinentrichter in Bild 54 oder in S. 15 auf das Kliff des Miozänmeers in Bild 57) wegen der mangelhaften Relieffwirkung nur für den Spezialisten erkennbar. Vielleicht liegt der Grund hierfür auch darin, daß wohl die beste Farbwirkung – nicht aber die für den Morphologen erwünschte Schattenplastik – bei einer Aufnahme mit der Sonne im Rücken und in möglichst geringer Flughöhe, d. h. also unter Ausschaltung der durch Dunst oder schrägen Lichteinfall erhöhten Lichtbrechung, zu erreichen ist.

Der naheliegende Vergleich mit der älteren Luftbildsammlung von ALBRECHT BRUGGER und THEODOR HORNBERGER (1962; 2. Aufl. 1963), die ja lediglich Schwarzweißaufnahmen bringt, läßt bei Gegenüberstellung der sich gegenseitig entsprechenden Bildpaare (Odenwald bei Dossenheim, Schwarzwaldrand bei Bühl, Federsee, Donaudurchbruch bei Beuron u. a.) jedenfalls eindeutig erkennen, daß bei den hier vorliegenden Farbluftbildern die für die Erfassung des Einzelobjekts natürlich günstigere niedrigere Flughöhe und der steilere Blickwinkel die notwendige geographische Übersicht und Zusammenschau erschweren. Auch für manche Stadtbilder, z. B. Heilbronn (Nr. 39) und Stuttgart (Nr. 40), wäre größere Flughöhe und damit bessere Übersicht und Erfassung der Lagebeziehungen vorzuziehen gewesen. Vor allem fehlen im vorliegenden Luftbildatlas so großartige landschaftliche Übersichtsbilder des Albraufs, wie sie BRUGGER-HORNBERGER vom Hohen-Neuffen, von der Uracher Alb und besonders vom Kornbühl gebracht haben.

Um so größeren Gewinn bringen die mit wenigen Ausnahmen (Badenweiler Nr. 12) ganz hervorragend gelungenen Einzelbilder mit ihren Begleittexten. Einzelne Aufnahmen und ebenso auch einzelne Erklärungen sind Kabinettstücke ihrer Art und verraten große Erfahrung in der Luftbildinterpretation. Manche Texte sind sehr wirkungsvoll durch Kartenskizzen mit Angabe von Bildausschnitt und Ortsnamen oder durch genetische Dia-

gramme (Wutachdurchbruch) ergänzt. Da sowohl bei den Bildern, wie vor allem bei den Texten neben den beiden Hauptautoren auch andere Mitarbeiter beteiligt sind, ist es verständlich, daß Art und Qualität nicht ganz einheitlich sind. So sind einzelne Texte bemüht, auf dem Raum einer Druckseite eine Gesamtübersicht der betreffenden Teillandschaft zu bieten und so dem landeskundlichen Anspruch gerecht zu werden (z. B. bei dem einzigen Bild aus dem Kaiserstuhl Nr. 11).

Es ist selbstverständlich unmöglich, im Rahmen einer Besprechung auf alle 72 Einzelbilder und ihre Begleittexte einzugehen. Sie wollen – möglichst unter Hinzuziehung der Topographischen Karte 1:25 000 – einzeln studiert und durchdacht werden. Je nach Herkunft und Interessengebiet des Betrachters werden die einzelnen Bilder verschiedenes Gewicht und unterschiedlichen Wert haben. In jedem Falle aber wird man durch die neue Perspektive und mit Hilfe der Farbe besonders im agrar- und siedlungsgeographischen Bereich – heute auch in Fragen des Umweltschutzes – viel Neues entdecken und das Vertraute in neuen Zusammenhängen sehen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß auch ganz moderne Objekte und aktuelle Probleme hier erstmals in dieser eindrucksvollen Form im landschaftlichen und funktionellen Rahmen gesehen werden (z. B. die «Schneckenudel» der Rheinbrückenauffahrt in Mannheim, das Kernforschungszentrum Karlsruhe, die Wohnsiedlung Landwasser bei Freiburg u. a.). Jeder Rezensent wird einen subjektiven Maßstab anlegen, wenn er bestimmte Lücken glaubt feststellen zu müssen. Angesichts der großartigen Bilder von Mannheim, Heidelberg, Tübingen und Karlsruhe wird z. B. der Freiburger ein Bild der eigenen Stadt vermissen. Auch Villingen fehlt; die Zähringergründungen sind nur durch Rottweil vertreten. Schwerwiegender ist wohl das Fehlen der ganzen rheinischen Abdachung des Südschwarzwalds. Damit soll aber nur noch einmal die Schwierigkeit betont werden, in einer durch Umfang und Preis beschränkten Auswahl von Beispielen eine wirkliche Landeskunde zusammenzustellen. Der hohe Wert der ausgewählten Einzelbeispiele und ihrer meisterhaften Darbietung und Erschließung bleibt von solcher Kritik unberührt. An der umfassenden Verwendbarkeit dieser Luftbilder im Unterricht in Schule und Universität und an der großen Verbreitung des Gesamtwerks besteht kein Zweifel. So werden auch die noch offengebliebenen Wünsche relativ leicht in einer späteren Neuauflage erfüllt werden können.

Ekkehard Lielh

Neues von Friedrich E. Vogt

VON FRIEDRICH E. VOGT war in der «Schwäbischen Heimat» 1953 schon einmal die Rede (S. 140 f.). Aus den dazwischenliegenden bald 20 Jahren ist einiges Neue über ihn zu melden. Von ihm liegt vor – mit empfehlendem Nachdruck sei darauf hingewiesen:

[1] Eine Schallplatte «So sprechen die Waldenser». (Graul Schallplatten, Best.-Nr. 715, Mühlacker, Kisslingweg 44.)

Sie bietet jetzt einem größeren Kreis, was bisher nur wenigen zugänglich war, nämlich Stücke in welschem Patois, die 1932 und 1951 von den wirklich letzten Sprechern ihrer französischen Mundart in dem Waldenserort Serres gesprochen wurden, und einige welsche Reime und Kinderlieder, auch das Vaterunser, von VOGT selbst gesprochen, wie er um 1930 herum in den Dörfern es noch selbst gehört und aufgenommen hat. Es war damals eine verdienstvolle Arbeit des Studenten der romanischen Sprachen, sich der rasch aussterbenden Heimatsprache der Waldenser wissenschaftlich anzunehmen und Belegstücke davon im Ton für die Nachwelt zu sichern. Die Platte ergänzt nun die Forschungen, die ERNST HIRSCH (Lorch) inzwischen zur Geschichte der Waldenser und ihrer Sprache durchgeführt hat; er bezog auch ihre Heimattäler in Piemont in seine Forschungen ein. Aus diesen stammt ein Chor, der auf der Platte ebenfalls aufgenommen ist.

Nun liegen leicht erreichbar und für manchen sicherlich willkommen akustische Zeugnisse über die nicht mehr lebendige Sprache von Menschen vor, deren Vorfahren als Religionsflüchtlinge um 1700 auf unserem Boden Aufnahme fanden und die in Geschichte und Kultur ihre Spuren hinterlassen haben.

[2] Ein kleines Leseheft «Oberdeutsche Mundartdichtung» (Verlag Klett, Stuttgart 1968, 72 Seiten) stellt eine knappe, aber sehr gute Auswahl (vor allem Vers) aus der Mundartdichtung des alemannisch-schwäbischen und des bairisch-österreichischen Sprachgebiets dar. Erklärende Bemerkungen zur Begründung der getroffenen Auswahl und eine kurzgefaßte Einführung in die Mundartgeographie Oberdeutschlands und in die Kennzeichen für die sprachliche Abgrenzung der Mundartlandschaften gehen den Texten voraus. Sehr nützlich ist ein Verzeichnis der Verfasser der Texte mit ihren Lebensdaten und Angabe der Werke, aus denen geschöpft wurde; einfache Kärtchen auf der Innenseite des Umschlages dienen dem Überblick über die behandelten Gebiete.

Das Büchlein läßt sich nicht mit anderen Versuchen ähnlicher Art vergleichen, weil es zum einen Mundartgebiete vorführt, die in solchen Lesebüchern sonst nicht zusammen behandelt zu werden pflegen, und weil es zum andern auch die lebenden Dichter ausreichend berücksichtigt und damit für die meisten Leser ein ganz neues Feld der Mundartdichtung aufschließt (vgl. [3]).

Ein sowohl in sprach- wie in literaturwissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnetes Heft, das weite Verbreitung verdient und jedem zu empfehlen ist, der an Mundartdichtung Anteil nimmt.

Eine «sprach- und literaturwissenschaftliche» Leistung sei das Büchlein zu nennen – d. h., daß der Herausgeber auf beiden Gebieten Fachmann ist. Seine einstige Dissertation (aus der Schule KARL BOHNENBERGERS) über die Mundart von Deufringen und mundartkundliche Aufsätze im Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde (1955, 1957/58, 1959/60) weisen ihn als Mundartforscher aus; sein sehr lesenswerter Aufsatz zur Mundartdichtung «Fakta und Probleme der schwäbischen Mundartdichtung» (ebenda 1961/64) ist der entsprechende Hinweis

für sein Sachverständnis auf literarischem Gebiet. Dazu kommen nun gerade hier empfehlend seine ganz persönliche Neigung und Fähigkeit.

[3] FRIEDRICH E. VOGT ist selbst Mundartdichter. Ein sehr guter Überblick über einige kleinere Bändchen mit Mundartgedichten, gelegentlich auch Mundartprosa, den WILHELM KUTTER im Württ. Jahrb. f. Volkskunde 1965/69 veröffentlicht hat, schließt: «Die formale Entwicklung . . . und die thematische Erweiterung . . . (seiner) Mundartdichtungen lassen vermuten, daß die künstlerischen Aussagen des Stuttgarter Mundartpoeten noch nicht erschöpft sind.» Die «Schwäbische Spätlese in Versen» (1970 zum 65. Geburtstag des Verfassers bei H. Bissinger KG, Magstadt 1970, 104 Seiten) beweist die Richtigkeit dieser Vermutung.

Wer von der uns vertrauten Mundartdichtung (von der billigen Allerweltdichtung mit ihren Späßen und Witzen ist nicht die Rede) herkommt und das Buch – seine graphische Ausstattung und sein Format heben es von den in der Mundartdichtung üblichen Kleinbändchen deutlich ab – zur Hand nimmt, muß seine Vorstellungen von schwäbischer Mundartdichtung von Grund auf ändern. Hier hat er etwas völlig Neues vor sich – inhaltlich, sprachlich, künstlerisch. VOGT stößt mit seiner «Spätlese» – der Titel dürfte sehr bewußt gewählt sein und Bedeutung haben – der schwäbischen Mundartdichtung das Tor in die Welt der Literatur auf, ins Überlokale und Überregionale. Thematisch bleibt er zwar bei dem ihm Gewohnten, der Zeichnung von Menschen, Dingen, auch Vorgängen seiner Stuttgarter oder schwäbischen Umgebung; auch sprachlich hält er an der von ihm gepflegten Stuttgarter Umgangssprache fest. Dagegen zeigt das Formale ein ganz neues Bild: lautschriftartiger Satz, Kleinschreibung, Fehlen von Satzzeichen, freie Rhythmen, zumeist reimlos, feinste sprachliche Ausfeilung, nicht eigentlich zum Lesen, sondern zum Hören. Was sich in früheren Gedichten bald mehr, bald weniger stark angekündigt hat, das ist jetzt meisterhaft gehandhabt im leichten Spiel mit Wörtern und Lauten – nicht sinnlos, kein abstrahierendes Geklingel, überall mit greifbarem, man möchte sagen bodenständigem Inhalt, wie es der benützten Mundart ziemt. So führen die Gedichte jetzt immer in die Tiefe des Nachdenkens über das Leben im ganzen und im besonderen, vermutlich zumeist über das Leben des Schwaben, wie ihn VOGT sieht. In seiner Vorstellung ist dieser abwägend, bleibt er oft im Sinnieren hängen, kann er sich an Einzelheiten nicht genug tun und findet er dann mitunter durch die gewissenhafte, jedoch spielerische Überspitzung seines Denkens rasch zur Wirklichkeit zurück, sei es zu freundlich resignierender Einsicht in das Unabänderliche, in eine ungelöste Frage, oder in eine gültige Lebensweisheit, sei es zu gezügeltem kurzem Lachen über den Irrweg, auf den er geraten zu sein scheint und den er nicht mehr auszuschreiten wagt (z. B. *tiafsenn, fort, anno 2000, martin luther king, a tür, so oi'fach, worom?, wia göhts?, henterefür, romm ond nomm*).

Welcher Unterschied zu dem, was man landläufig als

Mundartgedichte ansieht! Haben sie nicht in ihrer Mehrzahl immer wieder die Frage aufkommen lassen: wie soll das weitergehen? Muß mit der Grundmundart nicht auch die Mundartdichtung vergehen? VOGT zeigt einen Fortgang. Er scheint den Schritt von der «schwäbischen Mundartdichtung» zur «Dichtung in schwäbischer Sprache» getan, die schwäbische Sprache für die Dichtung entdeckt zu haben. Das ist nicht einzigartig – aus größerem Abstand gesehen. Es erinnert an GERHARD RÜHM von der «Wiener Gruppe», der 1956 über Dialektdichtung schrieb: «Wir haben den Dialekt für die moderne Dichtung entdeckt. Was uns am Dialekt interessiert, ist vor allem sein lautlicher Reichtum . . ., der für jede Aussage die typischen Nuancen findet. Selbst ein einziges Wort kann in verschiedenen Tönungen auftreten, also individualisiert sein . . ., während in der «Schriftsprache» – der Dialekt ist eine «gesprochene Sprache» – jedes Wort objektiviert und starr erscheint . . . Der Surrealismus . . . hat die nicht unwesentliche Tatsache übersehen, daß der Dialekt in unserem «täglichem» Denken und daher auch in unserem Unterbewußtsein eine eminente Rolle spielt. Seine Wirklichkeitsnähe und Unmittelbarkeit des Ausdrucks schließlich läßt die Chance, durch neue Gegenüberstellungen der Worte eine Verfremdung und damit eine Neuwertung derselben zu erzielen, besonders hoch erscheinen. So glauben wir, dem Dialekt ganz neue Seiten abzugewinnen.» Mit der «Wiener Gruppe» fällt natürlich auch der Name H. C. ARTMANN («*med ana schwoazzn dinte*» – 1958), und aus der Schweiz stellt sich etwa KURT MARTI dazu.

Über VOGTS Eigenständigkeit oder über eine Verpflichtung den Wienern gegenüber ist hier nicht zu sprechen; das zu tun wird einmal Aufgabe der literarhistorischen Forschung sein. Daß für die schwäbisch-sprachige Dichtung VOGT an der Wende der Zeit steht, das zu sagen mag für den Augenblick genügen. Ob er und die wie er schaffenden Dichter in anderen Mundartlandschaften die Mundartdichtung noch einmal zu einem Höhepunkt – vielleicht dem letzten – führen, ihr einen Platz in der Literatur schaffen werden?

[4] Wer einiges von F. E. VOGT von ihm selbst gesprochen hören will (vorwiegend frühere Gedichte), sei auf die Platte «Typisch Schwäbisch» (Graul Schallplatten, Best.-Nr. 714) hingewiesen. Zwar erfüllt sie in ihrer Zusammenstellung und in der Mischung mit Gesangs- und Musikvorträgen nicht die höchsten Ansprüche; doch ist sie unterhaltend und auf alle Fälle gut unterrichtend.

Helmut Dölker

Früchte des Kepler-Jahres

JOHANNES KEPLER. Werk und Leistung. Ausstellung im Steinernen Saal des Linzer Landhauses. 19. Juni bis 29. August 1971. Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum 1971. (Katalog des Oö. Landesmuseums Nr. 74. Katalog des Stadtmuseums Linz Nr. 9.)

Der Linzer Katalog mit seinen 13 Aufsätzen, hinter denen der eigentliche Ausstellungskatalog zurücktritt, hat eher den Charakter einer Festschrift – einer gelungenen, um das vorweg zu sagen. Stadtmuseumsdirektor GEORG WACHA eröffnet sie mit einer ausführlichen Darstellung über Linz zur Zeit KEPLERS, wobei er sich nicht auf die Stadtgeschichte beschränkt, da die große Politik ständig in sie eingreift: die Gegenreformation, der berühmte Bruderzwist bis zur erzwungenen Abdankung Kaiser Rudolfs II., der Bauernaufstand von 1626, der Dreißigjährige Krieg. Zwei Beiträge, die für KEPLERS Beziehungen zu Tübingen wichtig sind, stammen von amerikanischen Astronomiehistorikern: OWEN GINGRICH fragt «Warum wurde KEPLER Kopernikaner?» und findet die treffende Antwort: vor allem, weil das heliozentrische System seinen Schönheitssinn ansprach, aber auch weil es sich physikalisch sinnvoll interpretieren ließ; EDWARD ROSEN untersucht die Stellung der Tübinger Theologen zu KOPERNIKUS und KEPLERS Versuch, durch neue exegetische Prinzipien den Widerspruch zwischen der Bibel und KOPERNIKUS zu überwinden. JÜRGEN HÜBNER erklärt KEPLERS Ausschluß vom Abendmahl in Linz durch seinen Landsmann, Pfarrer DANIEL HITZLER. Weitere Beiträge behandeln KEPLERS Musiklehre (DICKREITER), seine Bemühungen um die antiken Vorgänger in der Harmonik (KLEIN), KEPLER als Optiker (MAREK) und Astronom (FERRARI d'OCCHIEPPO), seine «Rudolphinischen Tafeln» (BIALAS), seine Beziehungen zu den Schweizern BÜRGI, GRINGALLET, GULDIN u. a. (BALMER) und sein Horoskop für WALLENSTEIN (LIST). A. ADAM philosophiert über «die unerforschten Probleme in KEPLERS Werken», R. HAASE spinnt KEPLERS Weltharmonik mit modernen Mitteln weiter. Der Katalog ist nach dem Prinzip «Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen» zusammengestellt und kann darum jedem, der sich für KEPLER interessiert, empfohlen werden.

ERNST BINDEL: JOHANNES KEPLER. Beiträge zu seinem Lebensbild. Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben 1971. 133 S., Abb.

Trotz dem Untertitel geht es ERNST BINDEL weniger um Lebensbeschreibung als um Wesensdeutung KEPLERS. Fürs Biographische stützt er sich, ohne auf die Quellen (Briefe, Dokumente u. dgl.) zurückzugehen, auf die Bücher von MAX CASPAR (JOHANNES KEPLER, 1949 u. ö.) und ARTHUR KOESTLER (Die Nachtwandler, 1959). So bedauerlich diese selbstgewählte Einengung des Horizonts ist, so muß man doch zugeben, daß aus der Literatur keine geeignetere Kronzeugen als eben die beiden Antipoden CASPAR und KOESTLER gewählt werden konnten. Von KEPLERS Werken behandelt BINDEL besonders liebevoll und ausführlich – aber nicht unkritisch – die spekulativ-astronomischen Schriften *Mysterium cosmographicum* und *Weltharmonik*; die übrigen Hauptwerke stellt er knapp, aber didaktisch geschickt vor. Erfreulich ist überhaupt der klare Stil des Buches. Auch anregende Gedanken fehlen nicht. Leider muß aber auch eine eckleckliche Zahl störender Irrtümer konstatiert werden. Soweit ist das Büchlein objektiver Kritik zugänglich. Erst im Schlußkapitel («KEPLERS Verankerung im Ägypter- und Griechentum») wird deutlich, worauf BINDEL eigentlich hinaus will. Er argumentiert teilweise Andeutungen RUDOLF STEINERS folgend ungefähr so: Nach einer Anmerkung zum *Mysterium cosmographicum* (Ges. Werke Band 8 S. 74) sieht KEPLER einen Zusammenhang zwischen der stetigen Teilung und dem Satz des PYTHAGORAS. Beide Sätze hat auch der Erbauer der Cheopspyramide, vermutlich ein Prinz HEM-ON, benutzt. Andererseits ist eine Geistesverwandtschaft zwischen KEPLER und PYTHAGORAS unleugbar. Also ist KEPLER eine Inkarnation der Seele des HEM-ON, die inzwischen auch in PYTHAGORAS und dann in einem der drei Weisen aus dem Morgenland gelebt hat. Da mag ihm folgen wer will.
Friedrich Seck

Die Verfasser des Heftes 1972/1

Prof. Dr. Helmut Dölker, 7300 Esslingen-Hegensberg, Hegensberger Straße 118
Prof. Dr. Hans Eggers, 6600 Saarbrücken 3, Kaiserslauterner Straße 83
Dr. Hans Klaiber, 7000 Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum (Altes Schloß)
Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36
Dr. Ekkehard Liehl, 7800 Freiburg, Universitätsbibliothek
Dr. Friedrich Seck, 7400 Tübingen-Derendingen, Danziger Straße 37
Prof. Dr. Wolfgang Zorn, 8000 München 22, Ludwigstraße 33/IV

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Girokasse Stuttgart 2 164 308

Studien- und Lehrfahrten 1972

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahre 1972 von Stuttgart aus eine Reihe von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung veranstalten, deren Zweck die Erweiterung und Vertiefung des Heimatbewußtseins durch Vermittlung heimat- und landeskundlichen Wissens und Unterrichtung über wichtige Fragen gestaltender Heimatpflege ist.

Wir bitten um freundliches Verständnis für folgende Teilnahmebedingungen, die sich in Anbetracht der seit Jahren gemachten Erfahrungen als unumgänglich notwendig erweisen:

1. Es können nur schriftliche Anmeldungen angenommen werden. Über die Möglichkeit der Annahme entscheidet das Anmeldedatum (Poststempel); im weiteren Umkreis um Stuttgart wohnende Mitglieder erhalten dabei einen Tag gutgeschrieben.
2. Die Teilnehmergebühr kann erst nach Empfang einer von der Geschäftsstelle versandten Annahmestätigung überwiesen werden (Barzahlung ist nicht möglich). Nach dem Überweisungsdatum richtet sich die Sitzplatzordnung.
3. Etwa vier Wochen vor Fahrtbeginn erhalten die Teilnehmer eine wiederholte Bestätigung mit Angaben über Einzelheiten der Fahrt.
4. Bei Zurückziehung einer jeden von der Geschäftsstelle bestätigten Anmeldung (vgl. Ziffer 2) wird eine Behandlungsgebühr von 10% der Teilnehmergebühr erhoben, auch wenn diese bis zum Zeitpunkt der Absage noch nicht überwiesen wurde.
5. Abmeldungen werden, unter der angegebenen Bedingung (vgl. Ziffer 4) bis 14 Tage vor Fahrtbeginn angenommen. Die Weitergabe von Plätzen und die Stellung von Ersatz sind nur möglich, wenn bei der Geschäftsstelle keine überzähligen Anmeldungen vorliegen.
6. Bei Meldung von mehr als einer Person ist anzugeben, wer die weiteren Personen sind (Frau und Kinder genießen die Rechte des Mitglieds, nicht aber Geschwister und andere Verwandte oder Bekannte).
7. Die Teilnahme von Nichtmitgliedern als Gästen ist gegen einen Aufschlag von 10–20% möglich.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß die Teilnehmergebühr den Fahrpreis, die anfallenden Eintrittsgelder, den Honoraranteil für den Führenden und einen bescheidenen Beitrag zur Deckung der Geschäftsgebühren umfaßt, nicht jedoch die Kosten für Verpflegung und Unterbringung. Übernachtung und Frühstück – bzw. Abendessen, Übernachtung und Frühstück (Halbpension) – werden von uns so preiswert als

möglich vermittelt und im allgemeinen vom Teilnehmer selbst an den Wirt bezahlt. Selbständige Quartierbeschaffung ist nicht möglich. Wer ein Einzelzimmer zur Bedingung seiner Teilnahme macht, muß dies bei der Anmeldung bemerken.

Wenn nicht anders angegeben, wird 7.00 Uhr abgefahren.

Jugendlichen Mitgliedern bis zum Alter von 24 Jahren, die sich in Berufsausbildung befinden und keinen eigenen Verdienst haben, wird auf die Teilnehmergebühr ein Nachlaß von 25% gegeben.

Augsburg und die Fugger

Führung: Dr. W. FREIHERR VON PÖLNITZ-EGLOFFSTEIN und Dr. von KNORRE

Samstag, 22. April: Stuttgart – Autobahn Augsburg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 24,–.

Diese Fahrt schließt an die Fahrt zu den Fuggerschlossern in Schwaben bei den Pfingsttagen 1971. Der Administrator der Fürstl. und Gräfl. Fuggerschen Stiftungsadministration, Dr. W. FREIHERR VON PÖLNITZ-EGLOFFSTEIN wird die Teilnehmer in der Fuggerei begrüßen; ferner sind Führungen durch die Fuggerkapelle bei St. Anna und, soweit erhalten und zugänglich, die Fugger-Häuser geplant.

Der Jura des Weserberglandes (Ostwestfalen, Südniedersachsen)

Führung: Universitätsprofessor Dr. H. HÖLDER, Münster

Samstag, 29. April, bis Dienstag, 2. Mai: Stuttgart – Hausberge an der Porta Westfalica (Standort für zwei Tage) – entlang dem Nordfuß des Wiehengebirges nach Schnathorst – Geologie des Gebirgskammes (großer Steinbruch bei Wallücke mit weitem Ausblick) – am Innenrand des Gebirges nach Barkhausen a. d. Hunte (Saurierfahrten im Oberjura, berühmte Sehenswürdigkeit!) – Buer-Melle (Mittagessen im Heimathof, einer Art Freilichtmuseumsdorf) – Enger (Widukindmünster) – Herford – Porta Westfalica, Hausberge – Autobahn bis Ausfahrt Rehren auf der Süntelhochfläche und über diese südwärts in den Oldendorfer Forst (9 km auf den Hohenstein und zurück, den «Raichberg Westfalens», Naturschutzgebiet) – Hessisch Oldendorf – Hameln – über den Ith nach Höxter – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 93,–.

Professor Dr. H. HÖLDER, der einem Teil unserer Mitglieder von seinen Führungen durch den Schwäbischen

und Schweizer Jura vor rund 10 Jahren bekannt ist, hat sich bereit erklärt, das Jurathema in Ostwestfalen und Südniedersachsen zu behandeln. Er schreibt uns dazu: «Die Jurahöhen dieses Exkursionsgebietes unterscheiden sich von der ruhigen Weite des Albtafel durch die stärker gestörte Lagerung der Schichten, weniger zusammenhängendes und enger umgrenztes Auftreten und unruhigere landschaftliche Formen, alles bedingt durch stärkere tektonische Bewegungen der Landschaft als in Süddeutschland. Dadurch begegnet der Kenner des Juras der Schwäbischen Alb neben manchen ihm vertrauten Zügen auch anderen, die mehr an den Schweizer Jura erinnern, ohne freilich dessen landschaftliche Dramatik zu erreichen. Wer sich für Stratigraphie und Fossilien der Jurasedimente interessiert, wird manche Unterschiede gegenüber dem Schwäbischen Jura kennenlernen. Auch die in das Bild der reizvollen Landschaft gebetteten Städte mit ihren Kunstdenkmälern (Minden, Herford, Hameln, Höxter mit Corvey) sollen nicht unbeachtet bleiben.»

Oberrhein und Hochrhein

Führung: Dr. V. HIMMELIN

Samstag und Sonntag, 6.–7. Mai: Stuttgart – Freiburg i. Br. – Bad Krozingen (romanische Wandbilder in der Göklehofkapelle) – Sulzburg (Klosterkirche, gegr. 993) – Badenweiler (römische Reste, Burgruine) – Sausenburg (Burg der Markgrafen von Baden) – Blansingen (Wandmalereien, um 1440) – Lörrach (Burg Rötteln und Markgrafen-Grabmäler des frühen 15. Jh.) – Beuggen (wohlerhaltene Deutschordenskommende) – Säckingen (Fridolinmünster und Rheinbrücke) – Waldshut – Küssaburg – Schaffhausen (Allerheiligenkloster, Klosterkirche in Nachfolge von St. Peter und Paul, Hirsau) – Donaueschingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 45,–.

Diese Fahrt ist, unter Ausklammerung des eher bekannten Breisgaus, als Ergänzung zu der Oberrheinfahrt des Jahres 1971 gedacht; wieder sollen vor allem einige geschichtlich besonders bedeutsame Burgen erstiegen und wichtige Klöster besucht werden, die sich in der so reizvollen Landschaft des Markgräflerlandes und des Klettgaus in besonders reicher Zahl finden. Der abschließende Besuch von Schaffhausen macht die Mitführung eines Bundespersonalausweises oder Reisepasses nötig.

Floristische Wanderungen durch die Naturschutzgebiete der Balinger Berge

Führung: Dr. OSWALD RATHFELDER, Hauptkonservator

Himmelfahrt, 11. Mai: Stuttgart – Tübingen – Bisingen – Zitterhof – Wanderung durch das Naturschutzgebiet Irrenberg, Hundsrücken, Streichen, 2¼ Stunden – Tieringen – Oberdigisheim – Wanderung über das Hörnle durch das Naturschutzgebiet Untereck, 1½ Stunden – Laufen a. d. E. – Ebingen – Onstmettingen – je nach Zeit und Witterung Wanderung Raichberg, Hangender Stein, Naturschutzgebiet Zellerhorn, 1¾ Stunden – Killertal – Hechingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 21,–.

Die traditionelle Himmelfahrtsexkursion führt zu den exponierten Felsen (Schwammstotzen im Weißjura-Beta) der Balinger Alb, den Rutschen und Steilhängen mit ihrer jeweiligen charakteristischen, reichen und seltenen Flora (Mager- und Holzwiesen, Mähder, Halb- und Volltrockenrasen). Das Banngebiet «Untereck» enthält urwaldartige Partien mit Buchen- und Tannenwald. Auf den Mergelrutschen befindet sich die Bergreitgrasgesellschaft und im Schluchtwald noch ein Reliktbestand von Eiben. Weite Ausblicke von den Geländebrüchen am Steilabfall der Alb geben neben dem landschaftlichen Reiz Hinweise auf die Landschaftsgeschichte (schollenhafte Abtragung) und den geologischen Aufbau der Südwestalb. Gutes Schuhwerk und allenfalls Regenschutz erforderlich!

Städte, Dörfer, Burgen, Wallfahrtskirchen um den Unterlauf von Kocher und Jagst, ums Tal der Sulm und im Löwensteiner Bergland

Führung: Professor Dr. H. DÖLKER

Sonntag, 14. Mai: Stuttgart – Heilbronn – Wimpfen am Berg – Neudenau – Stein – Neuenstadt a. d. L. – Cleversulzbach – Gellmersbach – Weinsberg – Eberstadt – Bitzfeld – Unterheimbach – Maienfels – Neuhütten – Sulzbach a. d. M. – Backnang – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19,–.

Sehr verschiedenartige Bilder von Landschaft und Geschichte, von Siedlung und Wirtschaft, von religiösem Leben und werktäglicher Arbeit wird die Fahrt zeigen. Zu vielen Einblicken in die Eigenart von Natur und Kultur werden die Teilnehmer Gelegenheit haben, teils auf dem Weg der eigenen Beobachtung, teils auf dem der sich daran anschließenden Besprechung.

Kreuzfahrt auf dem Bodensee

vgl. Pfingsttage in Ochsenhausen

Pfingstmontag, 22. Mai: Im Rahmen der diesjährigen Pfingsttage in Ochsenhausen veranstaltet der Schwäbische Heimatbund am Pfingstmontag eine ganztägige Kreuzfahrt auf dem Bodensee unter der Führung von Naturwissenschaftlern, Umweltschützern und Historikern. Der Eröffnungsvortrag der Pfingsttage am Abend des Pfingstsonntags gilt dem Bodensee und seinen Problemen. Am Nachmittag des Pfingstsonntags besucht man die bisher schwer zugänglichen ehem. Konventsgebäude des Prämonstratenserstiftes Rot a. d. Rot, wobei man auch etwas über den jetzigen Zweck der Anlage hören wird; Führungen durch Kloster- und Friedhofskirche sowie die Vorführung der Holzhay-Orgel der Klosterkirche ergänzen diesen Besuch. In einer Ausstellung wird das Werk eines oberschwäbischen Künstlers vorgestellt. Wir verweisen auf die ausführliche Anzeige der Veranstaltung. Gesamtteilnehmergebühr ab Stuttgart DM 47,– (Mitglieder aus Oberschwaben können sich, wenn Schiffsplätze frei sind, nach vorausgegangener Anmeldung in Friedrichshafen anschließen).

Alte Städte – Neue Siedlungen, entlang der Enz und im nördlichen Schwarzwald

Führung: Oberregierungsbaurat J. VEIL

Samstag, 27. Mai: Stuttgart – Heimsheim – Vaihingen a. d. E. – Mühlacker – Pinache – Öschelbronn – Pforzheim – Ettlingen – Karlsruhe – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 22,50.

Zum drittenmal soll unter dem Leitthema «Alte Städte – Neue Siedlungen» eine Fahrt durchgeführt werden, bei welcher eine Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart geschlagen wird. Aus der städtebaulichen Gestaltung und Entwicklung wollen wir Rückschlüsse auf die reichbewegte Geschichte der Städte und Dörfer ziehen. Auf Nebenstraßen werden wir uns durch eine Reihe kleinerer Orte den Städten Vaihingen a. d. E., Mühlacker, Pforzheim, Ettlingen und Karlsruhe nähern und dabei erkennen, daß jede Zeit in ihren Städtebildern und Bauten den entsprechenden Ausdruck findet. Vom festen Ort an der Kreuzung, von Straße und Fluß bis zur fürstlichen Stadtgründung, von den Waldensersiedlungen bis zum neuzeitlichen Baugebiet mit zukunftsweisender Gestaltung wird sich der Reigen der Besuchsziele erstrecken.

Schweizer Jura

Führung: WILLY BAUR

Fronleichnam, 1., bis Sonntag, 4. Juni: Stuttgart – Basel – Liestal – Balstal – unter Überquerung des Weißenstein nach Solothurn und Biel (Standquartier) – Delémont – Porrentruy – Doubstal – La Chaux-de-Fonds – Pontarlier – Neuenburg – Biel – Chasseral – Neuenburg – Lac de Joux – Yverdon – Murten – Biel – Rundfahrt auf dem Bieler See – Solothurn – Aarau – Waldshut – Titisee – Donaueschingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 103,-. Die Studienfahrt soll einen Gesamteindruck von den geographischen, historischen und kulturellen Gegebenheiten des Schweizer Jura vermitteln. Bundespersonal ausweis oder Reisepaß erforderlich.

Alte Glocken: Ulmer Gießschule

Führung: Pfarrer i. R. G. GOMMEL

Samstag, 10. Juni: Stuttgart – Mehrstetten – Magolsheim – Schelklingen – Einsingen – Wiblingen – Obermarchtal. Teilnehmergebühr: DM 24,-.

Mit Aufkommen des bürgerlichen Handwerks ging die Glockengießerkunst von den Klöstern vornehmlich an die Reichsstädte über. Dort entstanden Gießhütten (Biberach, Rottweil usw.), die durch Jahrhunderte tätig waren. Diese Fahrt soll bekannt machen mit Werken aus Ulm vom Anfang des 15. bis Ende des 18. Jahrhunderts. Außerdem stehen auf dem Programm die berühmte Wiblinger Glocke von 1275, die Schwesterglocke der Stuttgarter Torglocke (diese bitte vorher in der Vorhalle der Stuttgarter Stiftskirche anschauen!), und das machtvolle Geläute in Obermarchtal. Eine Vorführung der dortigen spätbarocken Holzhay-Orgel soll den Abschluß der Fahrt bringen. Wie bei allen anderen vorausgegan-

genen glockenkundlichen Fahrten werden auch diesmal die Glocken eigens für unsere Studiengruppe geläutet, damit sie nicht nur nach ihrer Gestalt, sondern auch und vor allem nach ihrem Klangkörper erlebt werden können.

Freudenstadt

(Jahreshauptversammlung 1972)

Samstag und Sonntag, 17. und 18. Juni: Die Veranstaltungen der diesjährigen Jahreshauptversammlung in Freudenstadt gelten nicht nur dieser Stadt, sondern auch Natur und Landschaft, Geschichte, Kunst und Kultur des mittleren Schwarzwaldes. Vgl. die diesbezügliche Sonderankündigung. Der Preis für die Gesellschaftsfahrt nach Freudenstadt und zurück beläuft sich auf DM 15,-; hinzu kommen die Kosten der gewählten Führung am Sonntagnachmittag.

Bodensee-Wasserversorgung

Führung: Direktor Dr.-Ing. F. SCHMIDT

Sonntag, 25. Juni: Stuttgart – Burladingen (Schacht des Albstollens) – Veringendorf – Büttlau (Besichtigung des Behälters und einer Montagekammer des Albstollens) – Sigmaringen – Oberes Donautal – Fridingen – Neuhausen ob Eck – Stockach – Sipplingen (Besichtigung des Seepumpwerks) – Sipplinger Berg (Besichtigung der Aufbereitungsanlage) – Haldenhof (Bodenseeblick) – Tuttlingen – Spaichingen – Rottweil. Teilnehmergebühr: DM 26,-.

Diese Fahrt unter der Führung eines leitenden Beamten und maßgebenden Fachmanns gilt verschiedenen Stationen der Bodenseewasserversorgung und Fragen der Wasserversorgung überhaupt. Dabei werden sich hochinteressante Einblicke ergeben. Da in den besuchten Räumen teilweise nur eine Temperatur von 5° plus herrscht, ist die Mitnahme von warmem Zeug (Wolljacken, Mänteln) dringend erforderlich.

Mittelfranken

Führung: Dr. ERNST EICHHORN

Samstag und Sonntag, 1.–2. Juli: Stuttgart – Ansbach (Markgrafenresidenz, Kanzleibau, Gumbertuskirche, Herriedertor, Promenade) – Lichtenau (Nürnberger Zitadelle) – Heilsbrunn (Abtei, Klosterkirche mit Hohenzollerngräbern, Spitalkapelle) – Großhaslach (gotischer Bildstock) – Großharbersdorf (Fachwerkbauten) – Wilhermsdorf (Adelssitz, Hohenlohekirche) – Langenzenn (Augustinerkloster mit Kreuzgang) – Cadolzburg (ehem. Markgrafenburg) – Zirndorf (Markt mit Fachwerkhäusern) – Fürth (Rathaus) – Nürnberg (Burg, Stadtbild, Johannisfriedhof, romanische Rundkapelle in Altenfurt) – Kleinschwarzenlohe (Allerheiligenkapelle mit wertvoller gotischer Ausstattung) – Katzwang (Wehrkirche, gotischer Altar) – Schwabach (Markgrafenstadt, Stadtkirche mit gotischen Altären) – Roth (Schloß Ratibor) – Spalt (Kirchen, Hopfenhäuser) – Kalbensteinberg (Nürnberger Patrizierkirche mit kostbarer Ausstattung) – Merkendorf (befestigtes Ackerbürgerstädtchen) – Orn-

bau (Altmühlbrücke, Befestigung, Grenzort der Eichstätter Bischöfe) – Sommersdorf (Wasserschloß) – Herrieden (Stiftskirche, Altmühlort) – Leutershausen (befestigtes Markgrafenstädtchen) – Dombühl (Kirchenburg, berühmt durch Bauernkrieg) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 43,–.

Dr. ERNST EICHHORN, Kunsthistoriker und Bezirksheimatpfleger für Mittelfranken, will uns bei dieser Fahrt mit wenig bekannten Kunst- und Baudenkmalen von Mittelfranken bekannt machen, wobei es ihm auch um die Darlegung der Wechselbeziehungen zwischen schwäbischer und fränkischer Kunst gehen wird. Übernachtet wird voraussichtlich in Nürnberg.

Rund um Bopfingen und den Ipf

Führung: Dr. W. IRTENKAUF

Sonntag, 9. Juli: Stuttgart – Aalen – Aufhausen (Egerpotpf, Judenfriedhof) – Bopfingen (Stadt und Stadtkirche) – Ipf – Kirchheim am Ries (Frauenkloster des Zisterzienserordens) – Flochberg (die barocke Wallfahrt) – Schloßberg – Aalen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19,–.

Eine der kleinsten Reichsstädte und der östlichste Zeugenberg der Schwäbischen Alb sind Ziele dieser Fahrt, die auf kleinstem Raum die Gegensätzlichkeiten aufzeigen will: die Kultur der Stadt mit dem 1472 beendeten HERLIN-Altar in der bedeutenden Stadtkirche, die barocke Wallfahrt vor den Toren Bopfingens in Flochberg, die Ansiedlung von Minderheiten in Schloßberg und Aufhausen, die öttingische Grablege im Zisterzienserinnenkloster Kirchheim am Ries. Dazwischen wird der Ipf erwandert.

Hohen-Baden und Yburg

Führung: WILLY BAUR

Sonntag, 16. Juli: Stuttgart – Calw – Calmbach – Wildbad – Kaltenbronn – Hohlohsee und Hohlohturm – Gernsbach – Baden-Baden (Hohen-Baden) – Neuweier (Yburg) – Schwarzwaldhochstraße – Kurhaus Sand – Murgtal – Besenfeld – Altensteig – Nagold – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 21,–.

Der Besuch der beiden Burgruinen am Rande des Oberreintals ergänzt die letztjährige Fahrt auf die Ebersteinburg und zum Schloß Eberstein. Die Fahrtstrecke ist so gewählt, daß sie die Schönheiten des mittleren Schwarzwaldes in besonderer Weise erleben läßt.

Welzheim und Umgebung

Führung: Dr. MAX LOHSS, Oberstudienrat a. D.

Mittwoch, 19. Juli, 13.00: Stuttgart – Welzheim – Haghof – Breitenfirst – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 12,–.

In der Reihe unserer mittwochnachmittäglichen, vor allem für ältere Mitglieder gedachten Studienfahrten besuchen wir Welzheim. Dabei führt uns ein Kenner des Welzheimer Raumes, der durch seine volkskundlichen Forschungen wohlbekannte Oberstudienrat a. D. Dr. M. LOHSS. Als erstes stehen die Wellingtonien bei Welz-

heim im Programm. Dann soll ein Besuch des von Dr. M. LOHSS aufgestellten Welzheimer Heimatmuseums erfolgen. An der Galluskirche werden die spätgotischen Skulpturen gewürdigt. Vom Wasser- und Aussichtsturm aus soll der herrliche Rundblick genossen werden. Beim Haghof werden die Spuren des Limes verfolgt und eine Bauernstube mit «altdeutschem» Ofen angesehen. Ein Imbiß im Gasthof Haghof beschließt die Fahrt.

Ferienwoche in Inzikhofen

Sonntag, 30. Juli, bis Samstag, 5. August: Vgl. hierüber die Sonderankündigung.

Zwischen Nord- und Ostsee: Schleswig-Holstein (vergleichender Überblick sowie Einblicke in die Besonderheiten des Landes)

Führung: Professor Dr. HELMUT WACH

Samstag, 9., bis Sonntag, 17. September: Anfahrt über die Autobahn. Die Tageseinteilung wird den Teilnehmern bekanntgegeben. Es sollen folgende geographische Räume besucht werden:

I. Elbmarschen und Nordseeküste: Blankenese – Wedel (Geestrandsiedlung, Markt mit Roland) – Holm – Hersedorfer Marsch (Bandreißereigewerbe) – Uetersen – Elmshorn – Bullendorf – Krempe – Borsfleth – Brokdorfer Ufer (Strom, Vorland) – Brunsbüttel (Schleusen des Nordostseekanals) – Marne (Fahrt durch ältere und jüngere Köge mit verschiedenen Böden, Siedlungen, Namen, Hausformen).

II. Dithmarschen: Marnerdeich (zu Fuß zum Seedeich) – Dieksanderkoog (Gang ins Außendeichland und, falls Ebbe, ins Watt; Krabbenfischerhafen) – Friedrichskoog – Meldorf (Dithmarscher Dom) – Albersdorf und Bunsch (Großsteingräber) – Heide (Geestrandstadt) – Lund – Friedrichstadt (1620 für holl. Glaubensflüchtlinge erbaut, Schachbrettgrundriß).

III. Nordfriesland, einschließlich Halligen: Husum (STORMS «graue Stadt», Ostenfelder Bauernhaus) – Mildstedt (romanische Kirche, Anf. 13. Jahrhundert) – Schobüll – Wobenüll (Schauplatz des «Schimmelreiter») – Damm nach Nordstrand (Landgewinnung) – Nordstrand (Trinkwasser-«Flething») – Bootsfahrt zur Hallig Nordstrandischmoor (Gang auf der Hallig, 4 Warften, Halligfriedhof) – Bredstedt – Niebüll (im Stadtteil Deezbüll Heimatmuseum) – Klaxbüll – Fr.-Wilh.-Lübke-Koog (Rundfahrt durch einen jungen Koog) – Rodenäs – Seebüll (NOLDEMUSEUM, hier lebte EMIL NOLDE bis zu seinem Tod 1955) – Süderlügum.

IV. Geestrücken: Leck.

V. Östliches Hügelland und Ostseeküste: Flensburg (Stadt an der Förde) – Schloß Glücksburg – Kappeln (Fahrt durch das Land Angeln) – Schleswig (Dom mit BRÜGGMANNALTAR aus Bordesholm, 1521; Landesmuseum in Schloß Gottorp u. a. mit Nydamboot, Haithabufunden, Runensteinen) – Haithabu (Wanderung durch das Gelände der ehem. Handelsstadt der Wikinger) – Eckernförde – Holzbunge – Rendsburg – Nübbel (Lotsenwechsel auf dem Nordostseekanal) – Kiel (Freilichtmuseum).

VI. Probstei: Laboe (Marine-Ehrenmal, 1927–1936) – Brodersdorf – Probstfeierhagen – Dobershagen.

VII. Wagrien: Lütjenburg – Oldenburg – Heiligenhafen – Fehmarnsundbrücke (1963).

VIII. Insel Fehmarn: Burg.

IX. Lübecker Bucht: Lübeck (Stadtrundgang, evtl. Abstecher nach Travemünde) – Schlutup (Grenzübergang zur DDR) – Hamburg.

X. Hamburg (Stadtrundfahrt, Hafenrundfahrt mit Barkasse, Kunsthalle usw.).

Autobahn nach Stuttgart über Würzburg. Teilnehmergebühr: DM 183,–.

Diese Fahrt, für deren Führung wir Professor Dr. WACH, als Geograph und Pädagoge bekannt und bewährt, gewannen, vermittelt einen vielfältigen Überblick über Schleswig-Holstein: seine Landschaften, Bevölkerung, Geschichte, Kunst, Wirtschaft und deren Problematik. Auf die spezifischen Besonderheiten wird besonders geachtet, z. B. Neulandgewinnung, Deichbau, Wasserhypothek, Süßwassermangel, wirtschaftliches Süd-Nord-Gefälle, dänische Minderheit usw. Wetterbedingte Änderungen müssen vorbehalten werden.

Ebinger Alb und Balingen Berge (Wiederholung)

Führung: Professor Dr. H. DÖLKER

Sonntag, 17. September: Stuttgart – Hausen im Killertal – Bitz – Ebingen – Tailfingen – Onstmettingen – Raichberg (Hangender Stein) – Onstmettingen – Pfeffingen – Burgfelden – Ebingen – Meßstetten – Unter- und Oberdigisheim – Tieringen – Ratshausen – Wanderung auf den Plettenberg – Dotternhausen – Balingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19,–.

Diese Fahrt ist eine Wiederholung der Fahrt vom 19. September 1971. Mitglieder, die sich zu dieser anmeldeten, aber nicht angenommen werden konnten, haben ein Vorrecht, müssen jedoch bei Anmeldung hierauf aufmerksam machen.

Der Führende wird auf die geschichtlichen, wirtschaftlichen, kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Eigenarten des auch landschaftlich ungewöhnlichen besuchten Teiles der Südwestalb aufmerksam machen.

Zu Schiff auf dem Neckar

Führung: Hauptkonservator Dr. O. RATHFELDER und ein Vertreter des Wasser- und Schiffsamtes Heilbronn

Samstag, 23. September: Gruppe I: Stuttgart ab 7.00 und mit Hauptkonservator Dr. O. RATHFELDER durch das Bottwartal und die Löwensteiner Berge; 14.00 ab Anländestelle im alten Neckar Heilbronn mit dem Motorboot «Adler» nach Hessigheim. Hier an 18.00 Uhr. Weiterfahrt im Omnibus. Gruppe II: Stuttgart ab 12.30, direkt zur genannten Anländestelle, dann wie vorher. Teilnehmergebühren: Gruppe I DM 23,–, Gruppe II DM 17,–.

Diese Fahrt hat den Zweck, die Teilnehmer vor allem mit den Fragen bekanntzumachen, die sich bei der Planung der Neckarwasserstraße sowohl hinsichtlich der gesamten Führung als auch der Gestaltung des Uferberei-

ches ergaben; es sollen aber auch nicht voraussehbare Folgeerscheinungen behandelt werden.

Wir bitten, bei der Anmeldung anzugeben, ob Beteiligung in Gruppe I oder Gruppe II gewünscht wird (Besetzung der Ziffer genügt).

Der Bayerische Wald und der Böhmerwald diesseits und jenseits der Grenze

Führung: PETER DELLEFANT

Freitag, 29. September, bis Montag, 2. Oktober: Stuttgart – Freyung – Reiterberg, Fußwanderung auf den Haidel (Aussichtsturm) – Schwendreut und Leopoldsreut (untergegangene Dörfer am «Goldenen Steig» von Bayern nach Böhmen) – entlang der tschechischen Grenze nach Unterseilberg (Dorfkapelle, Zeugnis alter bäuerlicher Volkskunst) – Freyung – Philippsreut (Grenzübergang) – Prachatitz (St. Jakobskirche, Renaissancerathaus, schöne Bürgerhäuser) – Krumau (malerisches Städtchen an der Moldau, Besichtigung des SCHWARZENBERGischen Schlosses mit reichen Sammlungen, Probsteikirche St. Veit) – Oberplan (Besichtigung des Geburtshauses von ADALBERT STIFTER mit STIFTERMUSEUM) – entlang des Stausees von Lipno zurück über Grenzübergang Philippsreut nach Freyung – Freyung (Stadt und Heimatmuseum Wolfstein) – Waldhäuser – Besteigung des Lusen (1370 m), Gehzeit 2 Stunden – Freyung (Heimatabend) – «Nationalpark Bayerischer Wald» (Rundwanderung 2 Stunden) – Frauenau (Besichtigung einer Glashütte) – Zwiesel (Waldmuseum) – Rinchnach (Urkloster des Bayerwaldes mit Kirche von J. M. FISCHER) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 102,–.

Sinn und Zweck dieser Fahrt ist es, die uralten Verbindungen auf dem Gebiet der Geschichte, der Kunst und des Volkslebens zwischen Bayern und Böhmen aufzuzeigen. Deshalb werden Böhmer- und Bayerwald in ihren Grenzbereichen aufgesucht. Kundiger Führer ist PETER DELLEFANT, Studienrat in Freyung. Die Visa in die Tschechei werden in Freyung besorgt; doch ist hierfür und für den Grenzübergang ein gültiger Reisepaß erforderlich (Bundespersonalausweis genügt nicht). Die Visakosten von etwa DM 10,– sind in der Teilnehmergebühr nicht inbegriffen und werden unterwegs erhoben.

Stetten i. R.

Führung: Professor Dr. W. FLEISCHHAUER

Mittwoch, 4. Oktober, 14.00: Stuttgart – Stetten i. R. (Schloß, ev. Pfarrkirche, Glockenkelter, Weingärtnerhäuser) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 8,–.

Im Rahmen unserer mittwochnachmittäglichen Fahrten führt Professor Dr. W. FLEISCHHAUER bei einem Besuch von Stetten i. R. Dieser Besuch gilt vor allem einem schön stuckierten und ausgemalten Saal sowie der Kapelle (mit ihren emblematischen Malereien) im Schloß, ferner der 1698 am Turm von 1471 neu erbauten Kirche; auch die ortsbaulichen Einzelheiten, die am Gesamtbild des alten Weingärtnerdorfes beteiligt sind, werden bemerkt werden. Ein kleines geselliges Zusammensein soll den Besuch beschließen.

Vor- und frühgeschichtliche Denkmale im Saarland und in Trier

Führung: Hauptkonservator Dr. H. ZÜRN

Samstag und Sonntag, 7.–8. Oktober: Stuttgart–Autobahn bis Neunkirchen bei Saarbrücken – St. Wendel – Nohfelden – Otzenhausen (spätkeltischer Ringwall) – Trier (frühchristliche Grabkammer auf dem Friedhof von St. Matthias) – Saarbrücken – Schwarzenacker (Römerstadt) – Blieskastel (Gollenstein, steinzeitlicher Menhir) – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 49.–. Hauptkonservator Dr. H. ZÜRN will bei dieser Fahrt einzelne vor- und frühgeschichtliche Denkmale von höchstem Rang zeigen; über diesen Zielen muß Anderes, am Wege Liegendes zurücktreten, doch haben die Teilnehmer in Trier Gelegenheit, sich bei einem abendlichen oder morgendlichen Spaziergang die Stadt und ihre wichtigsten Baudenkmale anzusehen.

Romanische und gotische Baukunst im Elsaß

Führung: Konservator Dr. P. ANSTETT

Samstag und Sonntag, 14.–15. Oktober: Stuttgart–Autobahn Straßburg (grundlegende Münsterführung) – Maursmünster (chem. Benediktinerklosterkirche mit romanischem Westbau, got. Schiff und gotisierendem Chor des 18. Jahrhunderts) – Avolsheim (Baptisterium St. Ulrich, Zentralbau um 1000) – Dompeter (Kirche des 11. Jahrhunderts) – Niederhaslach (Stiftskirche St. Florentius, 13./14. Jahrhundert) – Rosheim (Pfarrkirche St. Peter und Paul, 12. Jahrhundert) – Schlettstadt (Münster St. Georg, 13./14. Jahrhundert, Benediktinerpropsteikirche St. Fides, 12. Jahrhundert) – Colmar (mittelalter-

liches Stadtzentrum; Münster St. Martin 13./14. Jahrhundert; Dominikanerkirche als bedeutendes Beispiel der Bettelordensgotik des 13./14. Jahrhunderts; Isenheimer Altar von GRÜNEWALD im Museum Unterlinden) – Straßburg – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 46.–.

Der Führende, Konservator am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Lehrbeauftragter der Universität Tübingen, möchte nun im Anschluß an seine erste Elsaß-Exkursion 1971 den Teilnehmern die gotische Baukunst des Landes an hervorragenden Beispielen nahebringen. Welche Auswirkungen die Kathedralkirche in Straßburg in der Geschichte der Baukunst des Elsaß hat, ist das Thema dieser Exkursion, auf der selbstverständlich Gelegenheit gegeben wird, auch die romanische Baukunst der Zeit vor Straßburg an exemplarischen, am Wege liegenden Bauten kennenzulernen.

Fahrten ins Blaue

Mittwoch, 18. und Samstag und Sonntag, 21. und 22. Oktober, jeweils 13 Uhr: Auch in diesem Jahr beschließen wir unsere Studien- und Lehrfahrten mit Fahrten ins Blaue, an denen jedes Mitglied, das mindestens eine ganztägige Fahrt mitmachte, unentgeltlich teilnehmen kann. Bei dem damit verbundenen geselligen Zusammensein werden vor allem Lichtbilder vorgezeigt, die bei den Fahrten des Jahres aufgenommen wurden. Wir haben diesmal eine der Fahrten ins Blaue auf einen Mittwochnachmittag gelegt, der für den gesamten Fahrtverlauf sehr viel günstiger ist als ein Samstag- oder Sonntagnachmittag, und bitten vornehmlich die nicht mehr berufstätigen Mitglieder, sich hierfür zu melden.

Pfingsttage in Ochsenhausen, 20.-22. Mai 1972

Die alljährlichen Pfingsttage des Schwäbischen Heimatbundes mit Standort Ochsenhausen bieten in diesem Jahr die seltene Gelegenheit der Befahrung des Bodensees auf einem Sonderschiff (es werden nur so viel Karten vergeben wie gedeckte Plätze vorhanden sind) unter vielseitiger wissenschaftlicher Führung; der Eröffnungsvortrag der Pfingsttage ist zugleich Einführungsvortrag in diese Seefahrt. Am Nachmittag des Pfingstsonntags werden die noch nie von uns besuchten erneuerten Räume der ehem. Konventsgebäude des Prämonstratenserstiftes Rot a. d. Rot besichtigt, wobei wir zugleich etwas über ihre jetzige Verwendung erfahren werden; eine Führung durch die Klosterkirche mit den herrlichen Deckengemälden von JANUARIUS ZICK und durch die ungewöhnliche Friedhofskirche werden den Besuch abrunden, auch eine Vorführung der Holzhay-Orgel in der ehem. Klosterkirche ist in Aussicht genommen. Sodann stellen wir Kunstmaler WALTER KREISSLE persönlich und in seinen Arbeiten vor.

Die Gesamtteilnehmergebühr ab und bis Stuttgart beläuft sich auf DM 47.– (für Teilnehmer ab Ochsenhausen fallen folgende Kosten an: Fahrt nach Rot DM 5.–, Eintrittskarte in den Eröffnungsvortrag DM 3.–, Fahrt nach Friedrichshafen und zurück DM 8.–, Schiffskarte DM 19.–). Die Unterbringung in Ochsenhausen erfolgt zu bekannt günstigen Preisen in angenehmen Hotels, Gasthäusern und guten, still gelegenen Privatquartieren.

Programm

Pfingstsamstag, 20. Mai:

Anreise (14.00 Gesellschaftsfahrt Stuttgart – Ochsenhausen).

20.00 im Bibliotheksaal des ehem. Klosters Ochsenhausen «Der Bodensee und seine Probleme», Vortrag mit Lichtbildern von Dr. ZAHNER vom Institut für

Pfingstsonntag, 21. Mai:

- 6.45 Morgenspaziergang am Krumbach (nur bei gutem Wetter), anschließend Frühstück.
- 9.30 Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.
- 11.00 «Wir stellen vor»: WALTER KREISSLE, Treherz, und sein Werk. Ausstellung im Bibliotheksaal des ehem. Klosters.
- 14.30 Besuch von Rot a. d. Rot. Führung durch die ehem. Konventsgebäude des Prämonstratenserstiftes, jetzt Jugendbildungsstätte St. Norbert, von Heimleiter FRANZ BAUM. Anschließend Führung durch die Kirche von Dr. AD. SCHAHL und Vorführung der Orgel von J. N. HOLZHAY durch W. SCHERRMANN, ferner Führung durch die Friedhofskirche von Dr. AD. SCHAHL.

Pfingstmontag, 22. Mai:

- 7.30 Omnibusfahrt Ochsenhausen – Friedrichshafen.
- 9.00 ab Friedrichshafen mit dem Motorschiff «Friedrichshafen» (Sonderschiff) zur Befahrung des Bodensees. Führung: Professor Dr. RÜDIGER GERMAN (Geologie und Geographie), ein Vertreter des Instituts für Seenforschung und Seebewirtschaftung, ein Vertreter der Bodenseewasserversorgung Stuttgart, Dr. AD. SCHAHL (Geschichte und Kunstgeschichte).
- 11.30 an Langenargen (Mittagessen).
- 13.30 ab Langenargen mit dem genannten Schiff zur Befahrung des Bodensees, westliche Hälfte (Immenstaad, Hagnau, Meersburg, Bodman und zurück).
- 18.10 an Friedrichshafen.
- 18.15 im Omnibus ab a) nach Stuttgart (Abendrast unterwegs), b) nach Ochsenhausen.

Jahreshauptversammlung in Freudenstadt, 17. und 18. Juni 1972

Das Wort «Jahreshauptversammlung» ist geeignet, Vorstellungen von ermüdenden Mitgliederversammlungen zu wecken. Die Mitgliederversammlung im Rahmen der diesjährigen Jahreshauptversammlung darf indessen mit Spannung erwartet werden, da auf ihr wichtige Fragen des Vereinslebens und der Vereinstätigkeit erörtert werden müssen. Jedes Mitglied, dem es um jenes Leben und jene Tätigkeit geht, ist deshalb besonders eindringlich zur Teilnahme aufgefordert. Darüber hinaus aber bringt auch diesmal die Jahreshauptversammlung ein Bündel von Veranstaltungen, deren Vielseitigkeit nicht nur auf die Beteiligung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und der Gesellschaft für Naturkunde zurückzuführen ist, sondern zugleich auch dem Wesen von Heimatkunde und -pflege entspricht. Für die Anreise von Stuttgart aus und die Rückreise dorthin wird eine preiswerte Gesellschaftsfahrt eingerichtet (hin und zurück DM 15,-); die Teilnehmergebühren der sonntagnachmittäglichen Führungen werden sich, soweit sie mit Omnibussen durchgeführt werden, auf DM 6,- bis 8,- belaufen. Der Eintritt zu den Vorträgen ist frei. Für die Übernachtung stehen Zimmer in jeder Preislage zur Verfügung; ihre Preise betragen, mit Frühstück, in Klasse I etwa DM 25,- bis 30,- pro Bett, in Klasse II etwa DM 15,- bis 20,- (Einzelzimmerzuschlag).

Programm

Samstag, 17. Juni:

- 15.00 Eröffnung im Saal des Stadthauses Freudenstadt (Marktplatz). Vortrag von Dr. RUDOLF METZ «Lagerstätten und Bergbau im mittleren und nördlichen Schwarzwald». Leitung Prof. Dr. JEREMIAS, Vorsitzender der Gesellschaft für Naturkunde.
- 16.00 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes.
Tagesordnung:
 1. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden,
 2. Kassenbericht des Schatzmeisters,
 3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers Zollrat a.D. H. RATHGEBER,
 4. Entlastung,
 5. Neue Satzung,
 6. Wahl des Vorstandes,
 7. Mitgliedsbeitrag 1973,
 8. Verschiedenes.
- 20.15 im Saal des Stadthauses Vortrag von Universitätsdozent Dr. KLAUS SCHREINER, Tübingen, «Selbstverständnis und Sozialstruktur des mittelalterlichen Mönchtums». Leitung: Staatsarchivdirektor Dr. E. GÖNNER, Vorsitzender des Verbands der württ. Geschichts- und Altertumsvereine.

Sonntag, 18. Juni:

10.45 Feierstunde im Kurtheater Freudenstadt unter Leitung von Regierungspräsident W. BIRN, des Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes. Begrüßung und Festvortrag von Oberregierungs- baurat JOACHIM VEIL «Freudenstadt städtebau- lich – in Vergangenheit und Gegenwart».

14.00 Studienfahrten und Führungen:

1. Freudenstadt, von Oberregierungs baurat J. VEIL;
2. Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, von Profes- sor H. SCHILLI;
3. Karseen des mittleren Schwarzwalds, von Hauptkonservator Dr. O. RATHFELDER.

18.00 Ende der Veranstaltungen.

Ferienwoche in Inzigkofen, 30. Juli - 5. August

Die Ferienwoche dieses Jahres will die Teilnehmer in Vorträgen, Führungen und Studienfahrten mit dem Land um die obere Donau und dem angrenzenden Ober- schwaben mit Teilen des Hegaus bekanntmachen. Dabei bietet sich, für einen nicht allzu großen Kreis, die schöne Möglichkeit gemeinsamen Lebens im Volkshochschul- heim Inzigkofen, der Heimstatt der Tagung, in der auch die Vorträge stattfinden. Der Gesamtvollpen- sionspreis hier und in angeschlossenen Privatquartieren für die Dauer der Veranstaltung beträgt DM 102,50 (kleine Änderungen sind möglich). Außerdem stehen einige Doppelzimmer mit Vollpension zu DM 23,- in einem nahegelegenen, ruhigen Gasthof zur Verfügung. Nach Sigmaringen wird ein Omnibuspendelverkehr (un- entgeltlich) eingerichtet, so daß auch dessen Hotel- und Gasthausbetten zugezogen werden können (hier nur Übernachtung und Frühstück, Essen nach Karte). Die Teilnehmergebühr beträgt DM 20,-; hinzu kommen die Kosten der Omnibusfahrten, die sich je nach Entfernung zwischen DM 8,- und 16,- bewegen werden.

10.30 «Die Herrschaften im oberen Donautal und im Laucherttal bis zum Ende des alten Reiches», Vor- trag von Dr. W. BERNHARDT, Direktor des Fürstl. Hohenz. Archivs.

14.00 Besuch von Sigmaringen mit verschiedenen Füh- rungen (Schloß, Fürstl. Hohenz. Museum, Hof- bibliothek, Fürstl. Hohenz. Archiv).

Mittwoch, 2. August:

8.00 Studienfahrt unter Führung von WILLY BAUR: Inzigkofen – Sigmaringen – Wildpark Josefslust – Krauchenwies – Meßkirch – Wald – Pfullendorf – Lausheim – Habstal – Mengen – Ennetach – Scheer – Sigmaringen – Inzigkofen.

Donnerstag, 3. August:

8.30 «Die Frage des Meisters von Meßkirch» (mit Lichtbildern), Vortrag von Monsignore Dr. W. KAUFHOLD, Direktor der Fürstl. Hohenz. Samm- lungen und Bibliothek.

10.30 «Urgeschichtlicher Streifzug zwischen Veringe- nstadt und Heuneburg a. d. D.» (mit Lichtbildern) von Landeskonservator i. R. Dr. ADOLF RIETH.

13.30 Studienfahrt unter Führung von WILLY BAUR und Dr. A. RIETH: Inzigkofen – Sigmaringen – Verin- genstadt – Inneringen – Langenenslingen – Hei- ligkreuztal – Heuneburg – Sigmaringen – Inzig- kofen.

Freitag, 4. August:

8.30 Studienfahrt unter Führung von WILLY BAUR: Inzigkofen – Meßkirch – Stockach – Nellenburg – Homburg – Ludwigshafen – Owingen – Hohen- bodman – Salem – Markdorf – Gehrenberg – Höchsten – Ilmensee – Denkingen – Sigmaringen – Inzigkofen.

20.00 Geselliges Zusammensein in Inzigkofen.

Samstag, 5. August:

Abreise

Programm

Sonntag, 30. Juli:

Anreise (Gesellschaftsfahrt ab Stuttgart)

20.00 Eröffnung mit Einführungsvortrag von CLAUD GRÄWE, Leiter des Volkshochschulheimes Inzig- kofen, «Das Kloster Inzigkofen – einst und jetzt».

Montag, 31. Juli:

8.30 Studienfahrt unter Führung von WILLY BAUR: Inzigkofen – Hausen i. T. – Burg Wildenstein – Beuron – Knopfmacherfelsen – Bärental – Eges- heim – Bubsheim – kleine Wanderung zur Ruine Granegg – Königsheim – Kolbingen – Kolbinger Höhle – kleine Wanderung zum Gansnest – Fri- dingen – Donautal – Inzigkofen.

Dienstag, 1. August:

8.30 «Geomorphologie des oberen Donautals» (mit Lichtbildern), Vortrag von CLAUD GRÄWE.

Mitgliederwerbung 1972

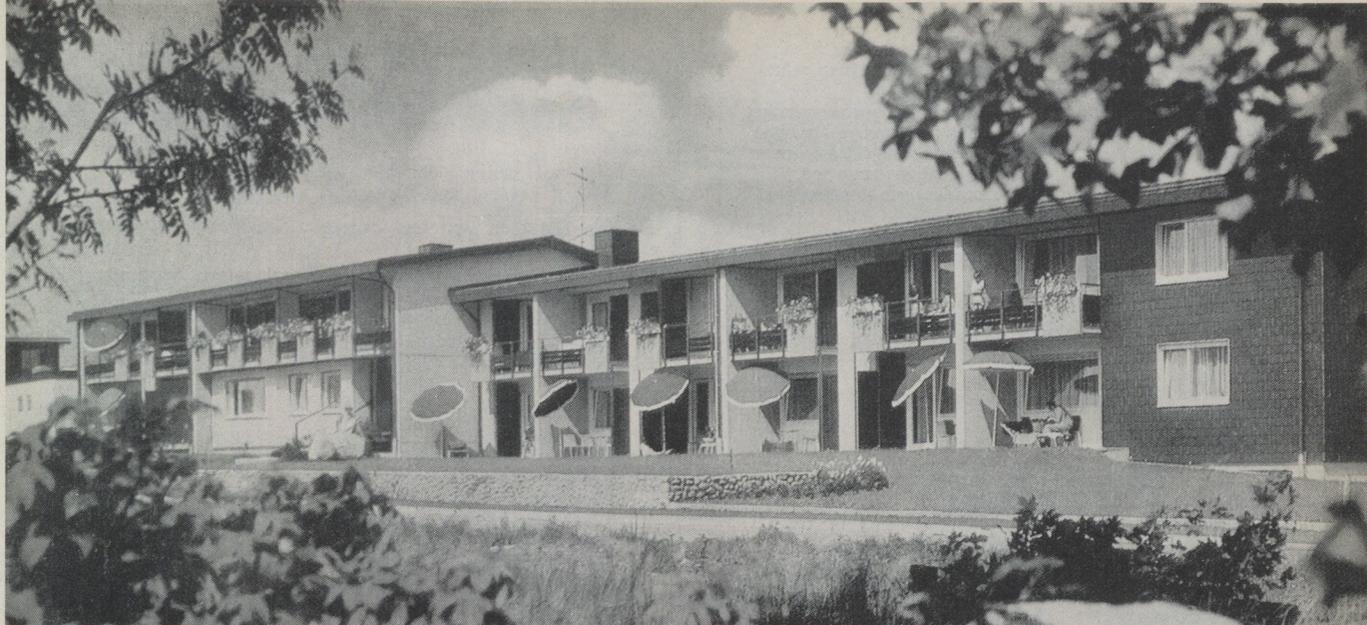
Mitgliederwerbung: wir wollen dieses Wort im doppelten Sinne verstehen, als Werbung von Mitgliedern durch Mitglieder. In ihr besteht im wesentlichen das natürliche Wachstum eines Vereins. Obwohl wir als Vereinsgabe eine Zeitschrift versenden, sind wir keine Anstalt zur Gewinnung von Abonnenten, sondern eine lebendige, auf jenes Wachstum angewiesene Körperschaft. Unserer Sache können wir nur dienen, indem wir zugleich Menschen für diese Sache einnehmen und mit uns verbinden. In diesem Sinne dürfen wir wieder einer größeren Zahl von Mitgliedern für ihre Mitarbeit danken, mit der sie bewiesen, daß sie unsere Verpflichtung und Verantwortung teilen.

Wir liefern gerne zusätzlich Werbehefte der «Schwäbischen Heimat» und sind auch bereit, von unserer Seite, sei es mit oder ohne Bezug auf das werbende Mitglied, an die zu werbende Person heranzutreten; für die Angabe von Anschriften sind wir in diesem Falle dankbar. Für zwei geworbene Mitglieder schreiben wir einen Jahresbeitrag von DM 12,- gut.

Wir führen die Namen der Mitglieder, die unseren Verein und seine Sache im Jahre 1971 in der bezeichneten Weise förderten, im folgenden an (bei fehlender Ortsbezeichnung ist Stuttgart der Wohnsitz) und bemerken, daß Beitritte ab 1. 1. 1972 in dieser Aufstellung noch nicht berücksichtigt sind.

15 Mitglieder verdanken wir Konrektor Max Philippin in Leonberg. 6 Mitglieder warb Oberbaurat i. R. Carl Wintterlin, Heilbronn. 3 Mitglieder führten uns zu Herr Georg Bader, Isny, Herr Helmut Billig, Kirchheim/Teck, Hauswirtschaftsleiterin Lina Ludwig, Frau Maria Mezger, Dr. Siegmund Neumann, Esslingen und Rektor i. R. Emil Vogler, Leutkirch. 2 Mitglieder meldeten uns Frau Charlotte Ammon, Gerlingen, Schwester Magda Dieter, Löwenstein, Frau Lotte Digel, Tamm, Notar a. D. Carl Harr, Aalen, Schwester Hildegard Huber, Oberbibliotheksrat Dr. Wolfgang Irtenkauf, Ditzingen, Fräulein Mechthild Ludwig, Kirchheim/Teck, Hauptkonservator Dr. Oswald Rathfelder und Sparkassenamtmann Fritz Wolff, Wendlingen. Ein Mitglied brachten uns zu Konservator Dr. Peter Anstett, Tübingen, Herr Walter Baier, Emmendingen, Frau Anne Bauer, Dr. Hans Bauer, Pfarrer Justinus Bernhardt, Mühlheim a. D., Herr Helmut

Binder, Ravensburg, Reg.-Präsident Willi Birn, Tübingen, Frau Elisabeth Boger, Dr. Sigrid Braun, Frau Martha Breitmeyer, Frau Anne Breuning, Fellbach, Studienrätin i. R. Gertrud Brodbeck, Frau Irene Bruchhaus, Künzelsau, Prof. Dr. Helmut Dölker, Esslingen, Frau A. Eisele, Landgerichtsdirektor Paul Fik, Beutelsbach, Herr Hans Finckh, Frau Gertrud Fischle, Esslingen, Fräulein Hildegard Frank, Herr Werner Fräsch, Hepsisau, Herr Rudolf Fröhlich, Laupheim, Herr Hans Fuchs, Heilbronn, Frau Hanna Glaser-Köngeter, Herr Karl Götz, Frau Luise Gossenberger, Fräulein Elisabeth Graner, Dipl.-Ing. Architekt Peter Haag, Schorndorf, Fräulein Irene Haering, Plochingen, Oberregierungs- baurat Karl Heber, Tübingen, Fräulein Gerda Heim- gärtner, Frau Anna Hölzle, Kirchheim/Teck, Oberstudien- direktor i. R. Erwin Hofmann, Winnenden, Dr. Ri- chard Huber, Oberfürsorgerin Margarete Jennewein, Frau Dora Kauderer, Stuttgart, Dr. Sigfried Katzen- maier, Münsingen, Dr. Albert Kissling, Frankfurt/Main, Baudirektor a. D. Walter Kittel, Herr Helmut Kleiner, Herr Eugen Klumpp, Ludwigsburg, Oberstudienrätin Hilde Klumpp, Frau Martha Köpf, Blaubeuren, Frau Anne Kraft, Herr Robert Kreuzmann, Backnang, Apo- thekerin Traut Krohmer, Donzdorf, Frau Martha Küst- ner, Amtsgerichtsdirektor i. R. Albert Lebsaft, Frau Maier, Herr Ludwig Merckle, Freiburg, Frau Eleonore Merk, Herr Friedrich Neubert, Pleidelsheim, Frau Anna Pfetsch, Kirchheim/Teck, Bezirksnotar i. R. Otto Rath- geber, Calw, Herr Felix Reinhart, Ulm, Oberstudienrat Paul Rhein, Senatspräsident i. R. Dr. Willy Ritter, Lein- felden, Frau Nelly Saalmüller, Süßen, Herr Paul Schmolze, Oberteuringen, Herr Reinhold Schoch, Dr. Eberhard Schuon, Eningen u. A., Oberforstdirektor Karl Schurr, Oberkochen, Dr. Eugen Schwarzkopf, Mössingen, Mittelschulrektor i. R. Friedrich Seiffer, Göppingen, Frau Amalie Seyfferle, Benningen, Frau Ruth Stähle, Ludwigsburg, Herr Ferdinand Steingötter, Herr Peter Steinle, Riedlingen, Oberstudienrat i. R. Dr. Joseph Stemmer, Ravensburg, Stadtbaurat Otto Strübel, Kün- zelsau, Schwester Elisabeth Stuhlinger, Kirchheim/Teck, Frau Maria Teufel, Frau Gretel Thumm, Prof. Dr. H. Tüchle, Gröbenzell, Fräulein Irmgard Wagner, Fellbach, Herr Hans Wegener, Frau Hilde Weizsäcker, Fräulein Emilie Weller, Dr. Friedrich Weller, Ravensburg, und Oberforstrat a. D. A. Wendel.



Die **HETZEL-REISEN**, das führende Lufttouristik-Unternehmen im südwestdeutschen Raum, bieten ab Stuttgart das große

Urlaubsprogramm

Urlaubs-Flugreisen nach über 20 Zielgebieten an die schönsten und bekanntesten Ferienplätze Europas und Afrikas – alle Abflüge ab Stuttgart

Kurzflugreisen der große Erfolg der letzten Jahre – Flugreisen mit 2 bis 7 Tagen Aufenthalt, ideal für Clubs, gesellige Runden und für Globetrotter, die die Welt kennenlernen wollen – 1972 auch nach Nordeuropa (Kopenhagen, Oslo, Helsinki usw.)

Tagesflüge das Flugzeug erlaubt Tagesflüge nach London und Rom zum Einkaufen, nach Athen, Tunis und vielen anderen Zielen – jeweils mit Rundfahrt und deutschsprachiger Führung!

Fernflugreisen mit Linienmaschinen internationaler Fluggesellschaften zu interessanten Zielen in der Welt!

Verlangen Sie bitte unsere ausführlichen Programme!



Auch in der eigenen Heimat haben wir etwas Besonderes zu bieten, wenn Sie absolute Ruhe und Erholung suchen:

In **Schluchsee im Hochschwarzwald** haben wir ein komfortables Appartementhaus errichtet mit 1- bis 6bettigen Appartements, alle gediegen und höchst bequem selbst für hohe Ansprüche, komplett eingerichtet mit Küche usw. Eigenes Schwimmbad im Hause, Wassertretbecken, Sauna, Tischtennisraum und Bücherei!

Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne unseren ausführlichen farbigen Sonderprospekt dieses Appartementhauses!

Hetzel-Reisen, Stuttgart

im Königsbau, am Kleinen Schloßplatz und Königstraße 3
7000 Stuttgart 1, Postfach 2721, Telefon (0711) 299691

✿ »Ihr« guter Partner,
wenn's um Klischees geht!

»Kühnle Nellingen« garantiert
Ihnen hochwertige Ätzungen
für Buch- und Offsetdruck.
Vernünftige Preise und
zuverlässigen Kundendienst.

Bitte, lassen Sie sich
unverbindlich beraten.

Carl Kühnle
Grafische Kunstanstalt
7302 Nellingen/Esslingen

ein guter
Partner
wenn's um
Klischees
geht

Kühnle ✿

Fühlen Sie sich in Ihrem Garten wirklich wohl?

Wenn nicht, dann sind wir Ihr Partner.
Wir entwerfen, bauen, pflanzen für Sie.
Lassen Sie sich von uns beraten, Sie werden zufrieden sein.



Adolf Haag

Beratung u. Verkauf von Pflanzen

Gartengestaltung
Stuttgart-Sonnenberg

Lerchenfeld 2
Telefon (07 11) 76 21 07.

Zahlungsfähige Europäer durch Europa-Konto



Europa ist wieder ein bißchen europäischer
geworden: es gibt den einheitlichen Eurocheque.
Und die neue Euro-Scheckkarte.

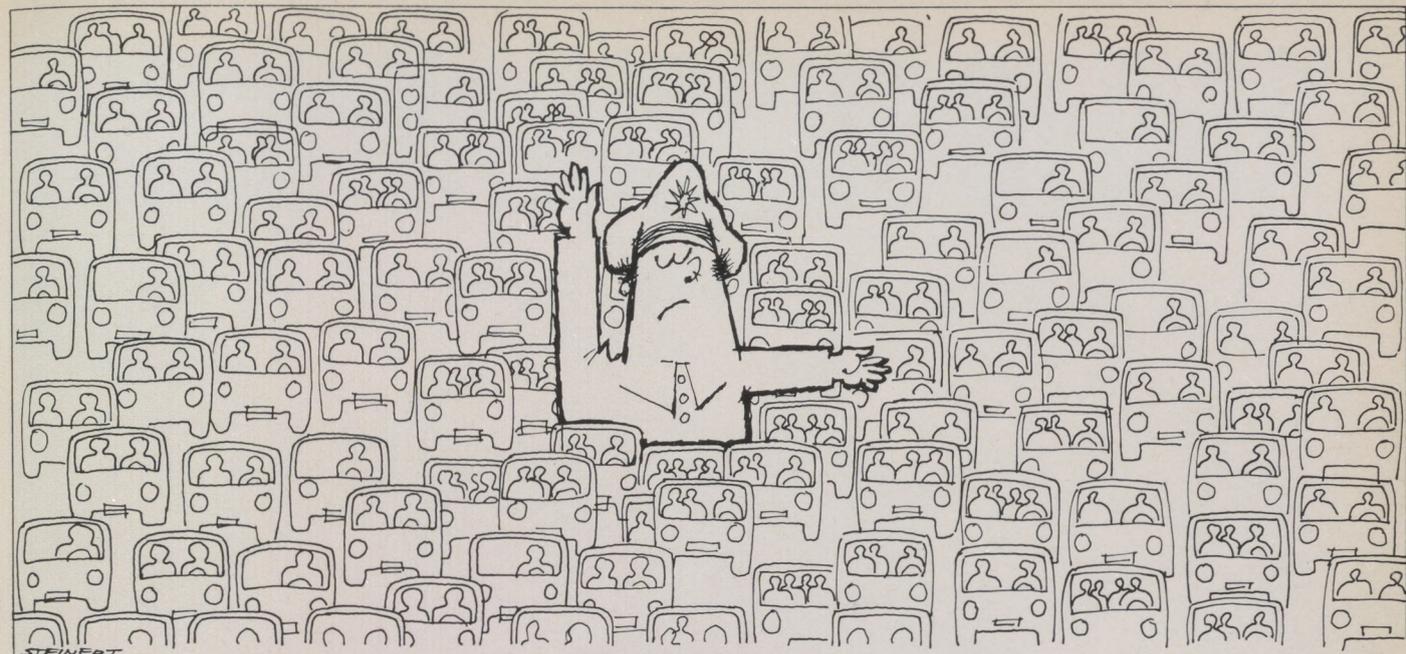
Damit wird Ihr Girokonto bei der Sparkasse zum
»Europa-Konto«.

So bequem - weil ganz ohne Bargeld - konnten Sie
noch nie reisen und im In- und Ausland einkaufen.
Mit Ihrem Europa-Konto können Sie sich in
26 Ländern Geld beschaffen. Reibungslos und
verlustgesichert.

Die Sparkasse übernimmt die Einlösungsgarantie
bis zu 300 DM für jeden Eurocheque. -
Europäisch zahlen durch Eurocheque.

wenn's um Geld geht
Sparkasse





Gute Fahrt und...

hoffentlich **ALLIANZ** versichert



Württembergica

Werner Fleischhauer **Barock im Herzogtum** **Württemberg**

Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg.
346 Seiten. 204 Kunstdruck-Abbildungen. Leinen DM 48.-

Geschichte Württembergs **im Munde der Dichter**

Hrsg. von Jürgen Gutbrod
167 Seiten. 8 Schwarzweiß-Abbildungen, 12 Farbtafeln,
Leinen DM 28.-

Max Miller / Paul Sauer

Die württembergische Geschichte

Von der Reichsgründung bis heute.

255 Seiten. 48 Schwarzweiß-Abbildungen, 8 ganzseitige Farbtafeln. Leinen DM 38.-

Werner Fleischhauer

Die Renaissance im Herzogtum **Württemberg**

Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg.

484 Seiten. 128 Seiten Abbildungen. Leinen DM 58.-

Peter Assion

Ländliche Kulturformen **im deutschen Südwesten**

Festschrift für Heiner Heimberger.
Hrsg. im Auftrag der Badischen Landesstelle für Volkskunde.

328 Seiten. 67 Abbildungen auf Schwarzweiß-Tafeln, 9 Zeichnungen im Text. Leinen DM 19.-

Karl Götz (Hrsg.)

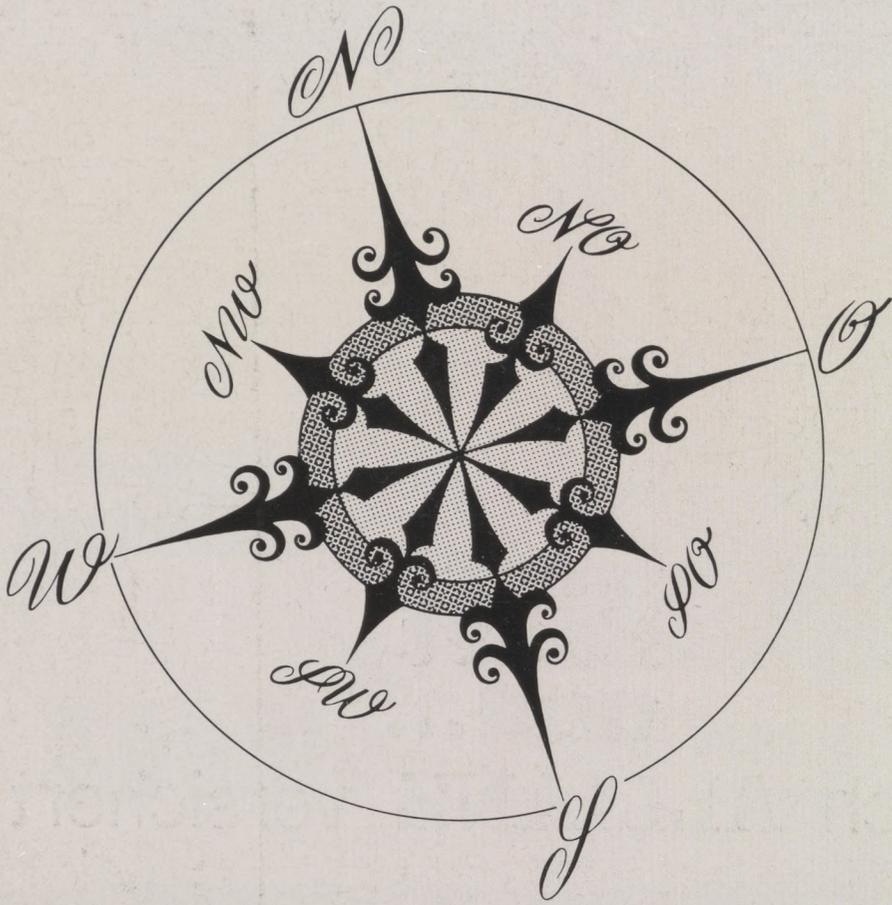
Das Hausbuch **schwäbischer Erzähler**

172 Seiten. Leinen DM 19.80



Verlag W. Kohlhammer

7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747



die informiert Sie – in jeder Richtung

STUTTGARTER ZEITUNG

eben weil es die ZEITUNG ist